

2 € davon 1 €
für den/die
Verkäufer/in

DIE ERSTE ÖSTERREICHISCHE BOULEVARDZEITUNG

AUGUSTIN

Bitte kaufen
Sie nur bei
AUGUSTIN-
KolporteurInnen,
die sichtbar
ihren Ausweis
tragen!

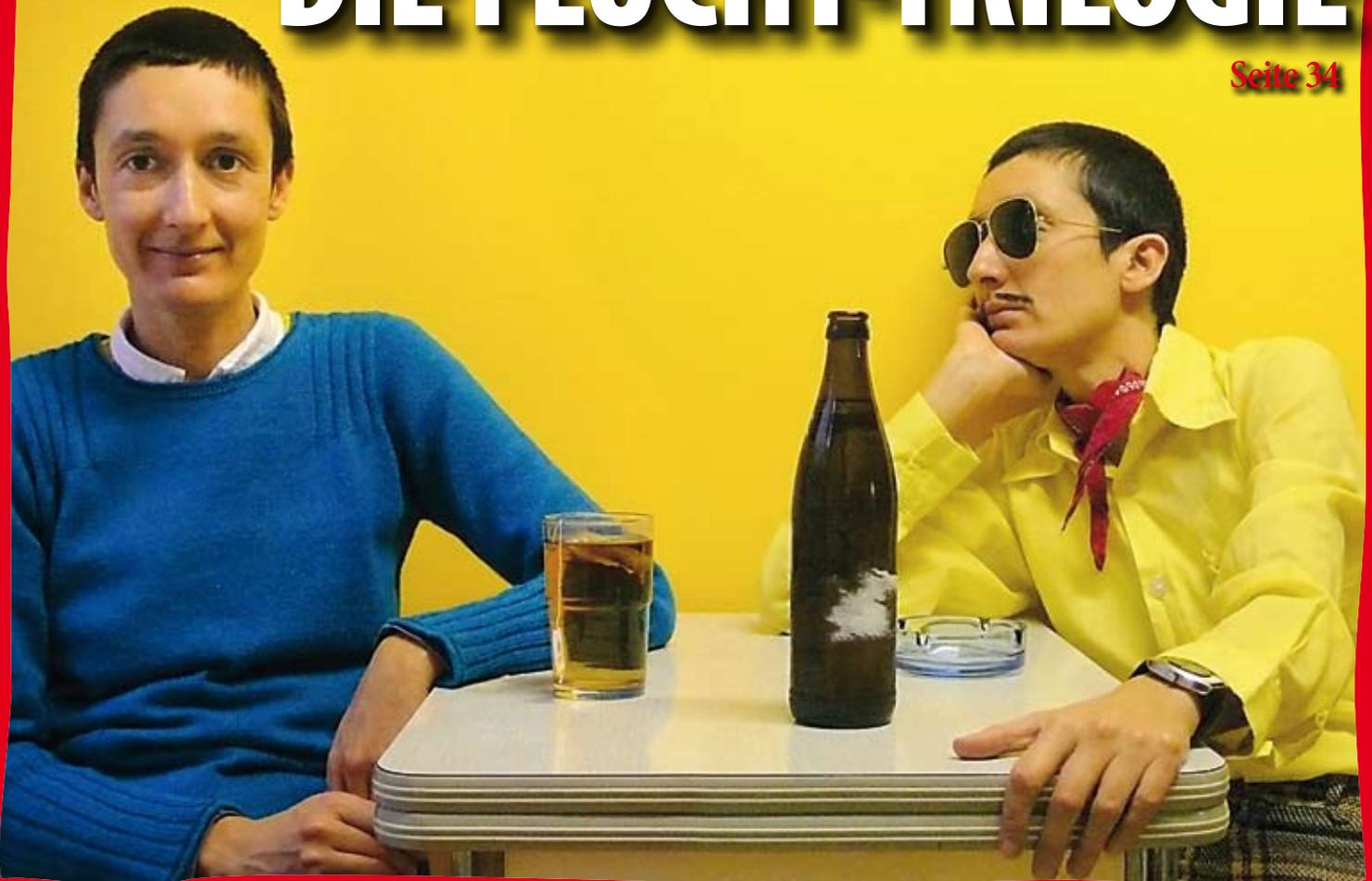
www.augustin.or.at

NUMMER 241 19.11. – 2.12.08

BARBARA KRAUS DENKT, JOHNNY TALKT

DIE FLUCHT-TRILOGIE

Seite 34



MIGRANTEN-STEMPEL IM MATURAZEUGNIS

BMUKK PLANT BÖSES

Seite 5

«HAST DU ANGST, DRECKIGER ZIGEUNER?»

UNIFORMIERTE O-TÖNE

Seite 8



Heidemarie Ithaler-Musters erster Lyrikband Die Melodie ihres Lebens

Eine Augustin-Mitarbeiterin – seit Jahren mit Prosa und Lyrik im Literaturteil des Blattes präsent – überraschte uns mit der Mitteilung, dass ihre Autobiographie – und zwar in sehr poetischer Form – nun auch als Buch vorliege. Titel: «Die Melodie meines Lebens». Die Autorin, Heidemarie Ithaler-Muster, wurde 1961 in Wagna bei Leibnitz geboren. Trotz einer jahrelangen psychischen Erkrankung schaffte sie den Weg zurück. Der eben erschienene Lyrikband zeigt, eingepackt in ungeschminkter Lyrik, den Weg aus der Krise zu einem erfüllten und ausgefüllten Leben und zur inneren Zufriedenheit. Dass die Grazer Straßenzeitung «Megaphon» und ihr Wiener Pendant Augustin die Plattform zur Verfügung stellten, auf der

ihre Texte in die Öffentlichkeit entlassen wurden, schätzt Ithaler-Muster als einen wichtigen Faktor der Lebensbewältigung und der Selbstermächtigung. «Mutig voranzuschreiten, aber immer im Bewusstsein, den Rucksack mit Inhalt des Vergangenen bei sich zu tragen und sich immer wieder motivieren, um das Leben gelingen zu lassen» – das ist die Methode der Autorin, schreibt ihr Ehemann Johannes Ithaler im Vorwort des Lyrik- und Bildbands. «Eine starke Frau, in der «Steirischen Toskana» aufgewachsen, erzählt. In den letzten 13 Jahren durfte ich mit meiner Frau und Freundin öfters einen Schluck Kultur und einen Blick ins Land genießen.»

Manchmal schickt uns Ithaler-Muster keine neuen Texte,

sondern Genießbares aus der Steirischen Weinstraße. Unbestechlich, wie die Redaktion ist, sitzt sie dann zusammen, leert die Flasche Schilcher, zerkaut die Kürbiskerne und freut sich, eine Mitarbeiterin zu haben, die den sinnlichen Beweis liefert, dass die Region ihrer Wurzeln kulinarisch der Gipfel ist. Prost, Heidemarie!

R. S.

I N F O

Die Melodie meines Lebens
Ein autobiographischer Lyrikband
von Heidemarie Ithaler-Muster
Weishaupt Verlag
80 Seiten, 77 farbige Abbildungen
Euro 18,90
Erhältlich bei der Buchhandlung Thalia,
Mariahilfer-Str. 99, 1060 Wien

Willi Jenkner starb, als es aufwärts ging Des Todes falscher Kalender

Der Tod hat sich entweder geirrt, als er den 39-jährigen Augustinverkäufer zu sich holte, oder er ist unempfindlich gegenüber der Situation, in der seine Auserwählten gerade stecken. Willi Jenkner jedenfalls war auf dem besten Wege, sein Leben neu zu ordnen. Früher als Freund der Flasche bekannt, der durchaus auch unleidlich werden konnte, wenn er übermäßig betrunken war, hatte sich der seit 2000 beim Augustin registrierte Kolporteur in den letzten zwei, drei Jahren sukzessive von seiner Sucht emanzipiert.

Zusammen mit seiner Freundin Clarissa, ebenfalls Augustinverkäuferin, sollte er in den nächsten Wochen in eine Gemeindeförderung einziehen – nach einer langen Periode der Wohnungslosigkeit, die er im Asyl Gänsbachergasse, in der Gruft, in

anderen Notquartieren oder auf der Straße verbracht hatte. Zuletzt lebte er gemeinsam mit Clarissa in einer «betreuten Wohnung» der Volkshilfe.

Ganz ohne Kalksburg gelang ihm der Entzug – eigentlich sensationell. Dem Klima im Vertriebsbüro tat diese Normalisierung gut: Willi fühlte sich in der Austria-Fan-Fraktion der Augustinverkäufer und in der «Einladerpartei» (wie die Truppe genannt wird, die frisch angelieferte Zeitungspackerl in den Lagerraum schlichtet) als Teil der «Firma». In der Stephansplatzpassage, wo er die Zeitung vertrieb, wird ihn manche Stammkundin vermissen. Und wohl auch mancher Stammkunde.

R. S.



Foto: Mehmet Emir

EDITORIAL

Die ethnische Segmentierung, verständlicher ausgedrückt die Spaltung der Gesellschaft nach Kriterien der Herkunft der Menschen, ist – ungeplant – zum Hauptthema dieser Ausgabe geworden. Ungeplant, weil wir die beiden Skandale nicht planen konnten: Die vom BMUKK vorgesehene Einführung eines «Migranten-Vermerks im reformierten Maturazeugnis (Seite 5) und ein schwerer Fall von Demütigung einer Familie slowakischer Staatsangehörigkeit durch einen romahassenden Exekutivbeamten (Seite 8-10). «Für die Slowaken bin ich ein

Ungar, für die Ungarn bin ich ein Slowake, für beide bin ich ein Zigeuner, und für die Wiener Polizei bin ich ein stinkender Zigeuner», so beschreibt der betroffene Familienvater seine Unzugehörigkeit. Aber es gibt Widerstand – auf der politischen Ebene und auf der künstlerischen. Ersteres beobachtete der Augustin auf einer migrationspolitischen Konferenz in Paris (Seite 12–13). Letzteres im brut-Theater im Konzerthaus, wo die dreiteilige Fernsehshow «Auf der Flucht» läuft, bevor sie im Augustin TV auf dem Sender Okto gezeigt wird (Seite 34–35). Die ethnische Spaltung der

Stadt ist eine Erscheinungsform der sozialen Spaltung, für die die AMS-Politik der Disziplinierung der Arbeitslosen eine zunehmend verhängnisvolle Rolle spielt. Dafür steht ein neuer Begriff bereit: **Verfolgungsbetreuung (Seite 6)**. Und weil die Welt so schlecht ist, gönnen wir uns 50 Prozent Amüsantes im Heft. Etwa den Bericht von **Richard Schuberths Oma** aus dem 2067er-Jahr (Seite 37–39), die gescheiterte **Schneeberg-Erstürmung** des Augustinverkäufers Johann Murg (Seite 45) oder die Geschichte, wie der Augustin zum **13. Geburtstagsfest** kam (Seite 36).

R.S.

AUGUSTIN

Herausgeber und Medieninhaber:
Verein Sand & Zeit.
Herausgabe und Vertrieb der Straßen-Zeitung AUGUSTIN.
Vereinsstz: 1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31

Internet:
http://www.augustin.or.at
updating: Angela Traußnig

Organisation
(Vertrieb/ Kolporture/ Vereinsangelegenheiten)
Team: Mehmet Emir, Andreas Hennefeld, Riki Parzer, Sonja Hopfgartner
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 54 55 133
Fax: (01) 54 55 133-30
vertrieb@augustin.or.at

Redaktion
(Abos/ Schreibwerkstatt/Öffentlichkeitsarbeit):
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90
Fax: (01) 587 87 90-33
redaktion@augustin.or.at

Redaktionsteam:
Karl Berger, Robert Sommer (DW: 11) (Koordination und Gestaltung); Mehmet Emir, Andreas Hennefeld, Mario Lang (DW: 13), Erika Parzer, Claudia Poppe, Sonja Hopfgartner, Reinhold Schachner (DW: 12), Christina Steinle, Angela Traußnig (DW: 10), Aurelia Wusch

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe:
COVERFOTO: Mario Lang (Montage). FOTOS: Mehmet Emir, Gabriel Hirnthaler, Florian Müller, Wenzel Müller, Sascha Osaka, Martin Vukovits, Karl Weidinger. ILLUSTRATIONEN: Anton Blitzstein, Walter Fröhlich, Thomas Kriebaum, Carla Müller, Otto Gringo, Richard Schuberth. TEXTE: Tito Behr, Blondine, Renate Danningner, Sonja Fercher, Peter Gach, Gottfried, Martina Handler, Yann Hervo, Traude Hlavaty, Hömal, Jella Jost, Valerie Kattenfeld, Hillary Keel, Kerstin Kellermann, Rainer Krispel, Peter A. Krobath, Uwe Mauch, Florian Müller, Wenzel Müller, Gabriele Müller-Klomfar, Johann Murg, Christa Neubauer, Martin Schenk, Richard Schuberth, Erwin Riess, Karl Weidinger, Christoph Witoszynskyj.

Strawanzlerin:
E-Mail: strawanzlerin@augustin.or.at

Radio Augustin
Verantwortlich: Aurelia Wusch
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90 – 14
radio@augustin.or.at

TV Augustin
Verantwortlich: Christina Steinle
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90 – 15
tv@augustin.or.at

Inserate (KEINE Kleinanzeigen! Für Gratis-Wortanzeigen siehe Hinweis auf Seite 18):
Gerda Kolb
Tel.: 0 699 19 42 15 92
E-Mail: inserate@augustin.or.at

Druck:
Herold Druck- und Verlagsgesellschaft
1032 Wien, Faradaygasse 6

Verlagsort: Wien

Information:
AUGUSTIN erscheint jeden 2. Mittwoch
Auflage dieser Nummer: 35.000

Mitglied des International Network of Street Papers

AUGUSTIN erhält keinerlei Subventionen

PSK, Blz 60.000, Nr. 92 051 517
Bawag, Blz 14.000, Nr. 05 010 666 211

«Lexikon der Sabotage» – und die Botschaft?

Vorerst einmal ein großes Lob. Ihre Zeitung wird für mich immer interessanter. Oft lese ich einen Artikel zu einem bestimmten Thema im Augustin das erste Mal und informiere mich dann weiter. Aber ebenso häufig finde ich gut recherchierte, lesenswerte Berichte.

Nun habe ich aber ein Problem mit der wieder aufgenommenen Serie: Lexikon der Sabotage (die mir schon beim ersten Mal nicht getaugt hat). Wenn wir – zu Recht – die schwindende Moral unserer Wirtschaftschlauberger oder unserer (selbergewählten) Regierungsmitglieder beklagen, so sollten wir doch nicht kommentarlos ebenfalls sich üppig bedienende Leute aus der Arbeiterschaft beklatschen. Mir hat jedenfalls der Bericht der stehlenden Heurigenpartie nicht gefallen. Ich sehe keinen Unterschied zwischen einem kriminellen Chef und seinen betrügerischen Mitarbeitern.

Mit freundlichen Grüßen

Susanne Gierer,
E-Mail

Sehr geehrte Frau Gierer, unsere Sammlung von Arbeitsweltgeschichten für das «Lexikon der Sabotage» hat keine beabsichtigte Botschaft, dazu sind auch die Delikte und Motive zu unterschiedlich. Es ist ein Feldforschungsprojekt, das Geschichten zu Tage fördert, die ansonsten nicht oder kaum öffentlich sind, und dadurch einen vielschichtigeren Blick auf unsere Arbeitswelt ermöglichen. Also sind bei den Motiven nicht nur schlechte Bezahlung, Langeweile

oder Sozialrebellentum dabei, sondern auch Racheakte oder die Gier, die der Gier «derer da oben» oft nicht unähnlich sein mag. Moralisches Urteil kann sich jede Leserin und jeder Leser zu jeder Geschichte selbst bilden.

In diesem Sinne hoffe ich, dass vielleicht doch die eine oder andere Geschichte dabei ist, die Ihr Interesse weckt oder dass sie auf den anderen Augustin-Seiten noch genügend solche finden, um uns als Leserin gewogen zu bleiben.

Mit freundlichen Grüßen

Peter A. Krobath

Wertloserklärung wertvoller Sachen: Geschädigte gesucht

Liebe Leute vom Augustin! Letztes Jahr wurde ich aufgrund einer Unachtsamkeit (hinterlegte Post nicht abgeholt) aus meiner Wohnung delogiert. Zum Zeitpunkt der Delogierung bewohnte mein Bruder fallweise die Wohnung. Alle meine Sachen (inkl. Schmuck und Bilder, auch alle Dokumente) wurden für wertlos erklärt und in weiterer Folge vernichtet bzw. am Naschmarkt verhöckert, wo ich einen Teil zurückkaufen konnte. Ich habe einen Rechtsanwalt beauftragt und mittlerweile wird zumindest in Ansätzen polizeilich ermittelt.

Wie uns zu Ohren kam, scheint die Sache mit der «Wertloserklärung» wertvoller Gegenstände ein übliches Procedere zu sein: Ich suche nun Personen, denen es ähnlich erging. Kennt ihr jemanden?? Was ich aber noch nicht möchte: Mit meiner Geschichte an die Öffentlichkeit gehen, und wenn dann nur – aus beruflichen

und familiären Rücksichten – komplett anonymisiert.

Über eine Kontaktaufnahme würde ich mich sehr freuen.

Die Redaktion leitet Hinweise an die Briefschreiberin weiter.

Die Zeiten der Diskettenschlitze sind vorbei

Betrifft: Leserbrief von «raiwo» in Ausgabe Nr. 240 über den USB-Stick-Zwang beim AMS

Ihr Einwand hat mir zu Denken gegeben. Ja, die Diskettenschlitze an den Fremdgeräten sind nahezu zur Gänze verschwunden. Und was macht man da, wenn man es dennoch manchmal brauchen würde? Das ist nicht leicht. Ich glaube Ihnen das auf der Stelle.

Aber gehen Sie nicht davon aus, dass deshalb irgendjemand durchdreht.

Sie haben Ihre Fanpost an den Augustin per Email gesandt. Das könnte

die Basis zur Lösung Ihres Problems darstellen. Gehen Sie noch einmal in Ihre Servicestelle (Huttengasse) und fragen Sie Ihre Betreuerin um deren AMS-Email-Adresse. Dann bitten Sie sie um Erlaubnis, ihr eine blanko Email mit dem Anhang Ihres Lebenslaufes schicken zu dürfen. Denn Trick habe ich einmal bei einem gelesten, der großspurig sagte: „Bittet, so wird euch gegeben“. Und ich muss sagen, der hat echt den Dreh raus. Denn manche seiner Lebensweisheiten leuchten voll ein, bei denen, die sie hören.

Denn es könnte sein, dass die Zeiten der Diskettenschlitze nie wieder kehren.

Robert Strassnig,
E-Mail

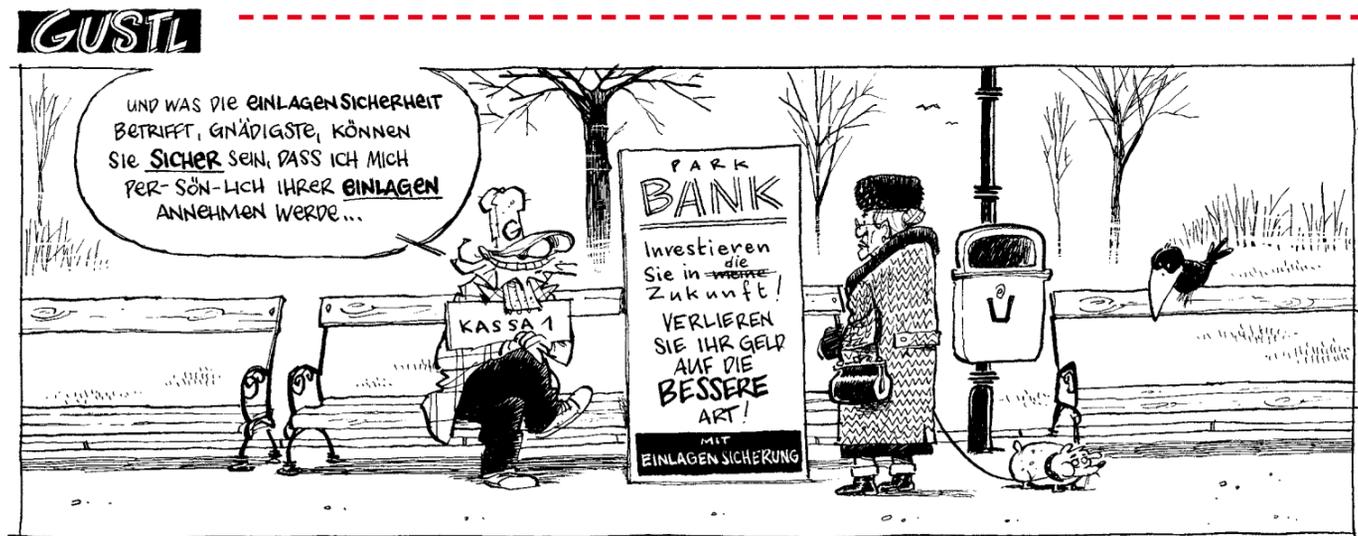


OHNE ABLAUFDATUM



«Man sollte die Technisierung nicht nur negativ sehen. Denken Sie etwa an den Rückgang der Pferdediebstähle.»

Gary Cooper (1901–1961)



Migrantinnenorganisation LEFÖ veranstaltete Symposium

Frauenhandel umfasst ein großes Gebiet

Vor gut einem Jahr kam der mehrfach international ausgezeichnete Film «Kurz davor ist es passiert» von Anja Salomonowitz in die Kinos. Die junge Wiener Regisseurin verwob darin fünf anonymisierte Schicksale von Frauen, die aufgrund falscher Versprechungen nach Österreich gelockt und folglich ausgebeutet wurden. Anlässlich der Filmpräsentation sagte sie zum Augustin: «Es war mir sehr wichtig, dass die Mitarbeiterinnen von LEFÖ meine Drehbuchversionen gut fanden, denn sie sind eine absolute Autorität, eine Kapazität. Sie wissen, was so abläuft auf diesem Gebiet.» Die Migrantinnenorganisation betreibt seit genau zehn Jahren eine Interventionsstelle für Betroffene von

Frauenhandel (kurz: IBF) und nahm dieses Jubiläum zum Anlass für ein internationales Symposium mit dem Thema «Arbeit – Migration – Rechte: Strategien gegen Frauenhandel», das von über zweihundert TeilnehmerInnen aus dreißig Ländern besucht wurde.

Frauenhandel werde im öffentlichen Bewusstsein meist mit Prostitution und sexueller Ausbeutung gleichgesetzt, so die Koordinatorin der LEFÖ-IBF, Evelyn Probst. Die Erfahrungen der letzten zwei Jahre zeige jedoch, dass knapp ein Drittel der von ihnen betreuten Frauen in anderen Arbeitsverhältnissen beschäftigt waren – «vor allem in der Hausarbeit, aber auch im Tourismus und im Betteln».

Arbeitsgruppen entwickelten im Rahmen des Symposiums Forderungen, die im Sinne der Menschenrechte selbstverständlich

sein sollten, aber von den politischen EntscheidungsträgerInnen einen Sinneswandel abverlangen würden: «Eine automatische Aufenthaltserlaubnis für Betroffene von

Frauenhandel, Zugang zu Gesundheitsversorgung, zu Arbeit und Bildung und keine Kriminalisierung von Betroffenen.»

reisch



Unerwartete Konkurrenz für Augustin-VerkäuferInnen sieht Kurier-Karikaturist Michael Pammesberger heraufdräuen.

I N F O
Verein LEFÖ
Kettenbrückengasse 15/4
1050 Wien
Tel.: (01) 581 18 81
www.lefoe.at
In der nächsten Ausgabe berichtet der Augustin ausführlich über das Symposium.



eingSCHENKt

Finanzkrise in Cellophan gewickelt

Die Wirtschaftskrise ist da. Die Arbeitslosenzahlen steigen. Die soziale Situation wird prekär. Wir harren der Regulierung der Finanzmärkte. Und wundern uns, dass niemand protestiert und demonstriert. Bei genauem Blick ist das auch nicht so leicht. Zumindest für die Ärmsten im Land.

Wenn sich Armutsbetroffene organisieren, zeigt es sich, wie schwierig kontinuierliche Arbeit ist. Die Fluktuation ist sehr hoch – z. B. weil aus der Arbeitsloseninitiative wieder Leute Arbeit gefunden haben, weil sich «Gruppenkaiser» gebildet haben, die auf Ablehnung stoßen, weil die Selbstbeschreibung der Gruppe für ihre Mitglieder nicht mehr passt, oder ganz einfach, weil keine Zeit mehr bleibt für öffentliches Engagement neben dem stressenden prekären Alltag. Kinder müssen versorgt, Miete muss gezahlt,

Geld aufgestellt und der Haushalt organisiert werden. Ein Aufstand der Armen ist nicht zu erwarten. Selbstorganisation mündet aber oft in Zusammenschlüssen zur gegenseitigen Unterstützung, um der Vereinzelung und Beschämung entgegenzuwirken.

Relevante «Armenbewegungen» gab es unter bestimmten Bedingungen trotzdem immer wieder: etwa die Selbsthilfebewegungen in den USA während der Weltwirtschaftskrise in den 1930er Jahren. In Chicago bauten sich Bürgerorganisationen auf. «Eine Bürger-Organisation ist eine Konfliktpartei», so grenzte der Community-Organizer von damals, Soul Alinsky, sein Handeln sowohl von der Gemeinwesenarbeit als auch von der Wohlfahrt ab. Die Stadteilarbeit sehe zu wenig das Ganze der sozialen Misere und wickle die zusammenhängenden Probleme des

Lebens «einzeln in Cellophan ein». Jugendprobleme, Kriminalität, Mieterfragen oder Krankheiten können nicht als isolierte Phänomene betrachtet werden. Statt Arbeitsplätze, gerechten Lohn oder Abbau von Diskriminierungen gibt es dann «beabsichtigte Freizeitbeschäftigung, Bastelkurse und Persönlichkeitsbildung», ätzte Alinsky. Und die Wohlfahrt begegne «den Menschen im Slum wohlwollend und gütig, nicht um ihnen zu helfen, zu rebellieren und ihren Weg aus dem Dreck freizukämpfen. Nein! Sie kommen, um diese Leute 'anzupassen', anzupassen, damit sie in der Hölle leben werden und es noch gut finden.» Hingegen bedeuten Bürger-Organisationen «Einmischung in bestehende Machtverhältnisse».

«Wir sind da», sagen die Sans Papiers in Frankreich, die Assembly of the Poor in Thailand, die zahlreichen Settlement-

Gruppen in Nairobi und anderen afrikanischen Städten, bis hin zu europäischen Roma-Organisationen. Armutsbetroffene und Marginalisierte zeigen, wie die ohne Papiere in Frankreich lebende Madjiguène Cissé, «dass wir hier sind, dass wir uns nicht verstecken und einfach Menschen sind» – dass «wir zwar arm, aber nicht dumm sind», wie es ein österreichischer Teilnehmer des europäischen Treffens von Menschen mit Armutserfahrungen in einem Brief an den Sozialminister deutlich unterstrichen hat. Und dass jene, die am Rand leben, einen spezifischen und «vollständigeren» Blick auf die Realität haben. «Wir schauen von draußen hinein und von drinnen hinaus. Wir konzentrieren unsere Aufmerksamkeit auf das Zentrum und auf den Rand. Wir verstehen beide.»

Martin Schenk

Kommt Migranten-Stempel im Maturazeugnis?

»Niedriges Kompetenzniveau«

Das vom Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur vorgelegte Modell einer Reifeprüfungsreform im AHS-Bereich, das so genannte «Zentralmatura»-Papier, enthält eine Bombe, die die Spaltung der Gesellschaft befördern würde – falls das Konzept Maturazeugnis wird ersichtlich sein, ob der Maturant ein Schüler «mit Migrationshintergrund» oder ein echter Österreicher ist.

Letzgenannte Kategorie kommt natürlich im ministeriellen Papier nicht vor – man darf aber gespannt sein, wie es das BMUKK schafft, das ominöse Stigma «mit Migrationshintergrund» zu definieren beziehungsweise wie die komplementäre Kategorie der Nicht-Migrationshintergründer definiert wird.

Der Plan der Einführung einer Zweiklassen-Matura hat, als unscheinbares Absätzchen, offensichtlich noch kaum die Aufmerksamkeitsschwelle der demokratischen Öffentlichkeit erreicht. Darum

zitieren wir die entsprechende Passage, in der einleitend informiert wird, dass die Korrekturen der Klausurarbeiten der MaturantInnen in Hinkunft nach einem «zentral vorgegebenen Auswertungs- und Korrekturschlüssel» erfolgen werden:

«Es soll einen eigenen Auswertungs- und Korrekturschlüssel für legasthenische Kandidaten und eine eigene Aufgabenstellung für Kandidaten mit Migrationshintergrund geben, wobei der eigene Auswertungs- und Korrekturschlüssel für Legastheniker auf dem Reifeprüfungszeugnis nicht vermerkt werden soll, das niedrige Kompetenzniveau von Kandidaten mit Migrationshintergrund dagegen schon».

Laut «Statistik Austria» (Aussendung vom 8. 11. 2007) haben etwa ein Drittel der Wienerinnen und Wiener «Migrationshintergrund». Das Amt unterscheidet zwischen primärem, sekundärem und tertiärem «Migrationshintergrund». Im Ausland geborene Personen gehören der ersten Gruppe an, in Österreich geborene Ausländer der zweiten Kategorie und österreichische Staatsangehörige, die im Ausland geboren wurden, der dritten Gruppe. Aus dem BMUKK-Vorschlag geht nicht hervor, ob für SchülerInnen aller

Gruppen die Matura zweiter Klasse vorgesehen ist.

Auf den ersten Blick kann der «Legastheniker- und Ausländer-Paragraph» der Reifeprüfungsreform als Maßnahme der Förderung von AHS-SchülerInnen mit Handicaps gedeutet werden – Legasthenie einerseits und geringere Deutschkenntnisse andererseits. Für die Legastheniker mag die Modifizierung der Kriterien für «Reife» einen Sinn haben; Jugendlichen mit «Migrationshintergrund» ein niedrigeres «Kompetenzniveau» zuzuschreiben, ist bekanntlich nicht einmal dann richtig, wenn die Sprachkompetenz gemeint ist. Jede und jeder kennt «inländische» Kinder aus desaströsen sozialen Verhältnissen, die sich in ihrer Muttersprache um ein Vielfaches weniger kompetent ausdrücken können als geförderte Zuwandererkinder in der Fremdsprache Deutsch.

Vorwärts zur balkanisch-türkischen Unterschicht

Ein «Ausländer»-Vermerk auf dem Maturazeugnis, welche Form auch immer dafür vorgesehen ist, kann nur zur weiteren ethnischen Segmentierung von Schule und Arbeitsmarkt

Für Mädchen wie sie sieht das Unterrichtsministerium ein Maturazeugnis zweiter Klasse vor – ein Zeugnis mit dem Vermerk «Migrationshintergrund»



Foto: S. BUNTSCHER

beitragen. Und sie ist in Österreich ohnehin schon beängstigend fortgeschritten: «Durch das Zusammenwirken verschiedener gesellschaftlicher Prozesse droht die Schaffung einer Unterschicht von Kindern ex-jugoslawischer oder türkischer Einwanderer, bei der das österreichische Schulsystem eher eine verstärkende Rolle einzunehmen scheint, und nicht die Rolle der Verhinderung dieser Spaltung», stellte die Soziologin und Migrationsforscherin Barbara Herzog-Punzenberger fest – noch bevor sie vom oben zitierten Punkt der «Maturareform» Kenntnis hatte.

Der Augustin erfuhr davon durch eine Stellungnahme der AHS-LehrerInnen-Gewerkschaft zum «Zentralmatura»-Modell der sozialdemokratischen Unterrichtsministerin. Eine Menge von nachvollziehbaren Einwänden gegen diese Reform, die Ausdruck einer «Normierungswut» sei, wird dabei angeführt. Die «Zentralmatura», also die österreichweit standardisierte Reifeprüfung, stehe den Bemühungen um eine Schulautonomie diametral gegenüber, betont die Gewerkschaft. Spezielle Schulformen und individuelle Schwerpunktsetzungen im Unterricht werden durch die Standardprüfung in Frage gestellt. Richtigerweise weist die Gewerkschaft darauf hin, dass das BMUKK mit dieser Maturareform einseitig die Interessen «der Wirtschaft» bediene. Gut auch, dass das Eilzugtempo kritisiert wird, mit der Ministerin Schmied die Reform durchpeitschen will: Bereits am 24. November ist die Schlussbesprechung im Ministerium vorgesehen.

Das Gewerkschafts-Statement schweigt aber zur «Matura zweiter Klasse» für Ausländerkinder. Und das ist der Skandal zweiter Klasse. Neben der oben zitierten Passage fehlt jegliche Anmerkung in dem sonst anmerkungsreichen gewerkschaftlichen Gutachten zu Maturareform. Immerhin gibt es kritische LehrerInnen, die gegen den «Migranten-Stempel» im Maturazeugnis Sturm laufen.

Robert Sommer

Angret Mayer steht für eine verschwindende KurstrainerInnen-Kultur

»Auch Trainer spüren Druck von oben«

Das AMS und sein Subsystem von Partnerfirmen im Bereich der Arbeitslosenbildung beschäftigen ÖffentlichkeitsarbeiterInnen, die zu bedauern sind: Sie können den fortschreitenden Imageverlust des AMS nicht stoppen. Zu sehr drängen sich zwei informelle Funktionen dieses Apparates in den Vordergrund: die Disziplinierung der Arbeitslosen und die wundersame und statistischschonende Umwandlung von Arbeitslosen in Beschäftigte bzw. von Langzeitarbeitslosen in Normalarbeitslose mithilfe des Instruments der Kurse. Die TrainerInnen, für die TeilnehmerInnen an den Zwangskursen die konkrete Erscheinungsform des AMS, kommen nicht gut weg in den Berichten der AMS-«Kunden» – vor allem auch im Augustin, dem von AMS-Beschwerdeführern die Türen eingerannt werden. Dass TrainerInnen nicht per se am System der «Verfolgungsbetreuung» (siehe dazu Kasten) freudig mitwirken, soll diese Geschichte beweisen. Geschrieben von einer ehemaligen Kursteilnehmerin, die sich an ihre Trainerin gerne erinnert.

Zusammen mit einem anderen ehemaligen Kurskollegen treffe ich Angret Mayer in ihrer gemütlichen Wohnung bei Kaffee und Kuchen. Ihr fällt gleich eine Anekdote zum Augustin ein: Um ihm finanziell zu helfen, hatte sie einem Augustin-Verkäufer angeboten, ihr um fünf Euro Kisten in den 2.Stock zu tragen. Er dürfte sie nicht richtig verstanden haben und zog für die vermeintlich in Geldnot Geratene fünf Euro aus der eigenen Tasche.

Für Angret Mayer hat sich der Kreis geschlossen: Durch private Umstände landete sie wieder im AMS-Partnerbetrieb BBRZ (Berufsbildendes Rehabilitationszentrum), wo sie vor vielen Jahren immer wieder gerne gearbeitet hatte – allerdings in der Zentrale in Linz.

1964 war ihr erstes Kind zur Welt gekommen – und Angret zu dem Schluss: «Meine Kinder verdienen ein besseres Schulsystem!» Damals wurden noch hochintelligente Kinder wegen Legasthenie und anderer «Abweichungen» in die Sonderschule gesteckt. Weil auch einer ihrer Söhne legasthenisch war, befasste sich Angret Mayer intensiv mit diesem Thema und bildete sich weiter. Schließlich machte sie sich mit einem Heilpädagogischen Zentrum selbstständig. Auch Kinder mit psychomotorischen Problemen holte sie ins Zentrum: «Eine heulende Mutter kam, ihr Kind dürfe nicht mehr zur Schule gehen, weil es verhaltensauffällig sei.» Frau Mayer widmete sich gemeinsam mit einer Kinderärztin dem Phänomen der hyperaktiven Kinder. Viel Kraft kosteten die Gespräche mit den Lehrern. In den frühen 70er Jahren flogen «Zappelphilippe» ohne Alternative von der Schule, oder sie durften diese bis zu ein halbes Jahr nicht besuchen. «So hat man «Versager» gemacht», meint Angret Mayer.

Von 1975 bis 1993 führte Angret Mayer ein eigenes Kinderheim mit jeweils zwölf bis fünfzehn Kindern. Laufende Schwierigkeiten mit den Behörden waren Standard, sagt sie heute. Zusätzlich zum Kinderheim gab sie noch Unterricht in einer Krankenpflegeschule und machte Kinderbetreuung inklusive Elterngespräche. Nach 35 Jahren ohne Urlaub war selbst diese starke Frau mit ihren Kräften am Ende – ohne dass sie



Angret Mayer, Trainerin der alten Schule

selbst oder andere es bemerkt hätten. Erst durch einen Herzinfarkt wurde das evident.

Nach dem gesundheitlichem Zusammenbruch wurde sie zum Glück von ihren mittlerweile drei Kindern liebevoll in Wien aufgefangen, versorgt und unterstützt. Im Mai 1996 kam sie also nach Wien, 56-jährig und ohne Job. Nun stand sie nicht anders da als so mancher BBRZ- und AMS-Kursteilnehmer. Das AMS wollte die ewig rührige Frau umschulen. Angret Mayer erinnerte sich an

ihre frühere BBRZ-Tätigkeit. Dort musste sie eine Aufnahmsprüfung zum Wiedereinstieg absolvieren. Begonnen hat sie dann mit Deutsch- und Englischunterricht, was sie aber nicht wirklich befriedigte. Als das Fach Kommunikation frei wurde, griff sie sofort zu. Jetzt arbeitet sie 5 Tage pro Woche und hat zusätzlich die Fächer Kundenorientierte Gesprächsführung, Bewerbung und Praktikumssuche.

Während viele KursleiterInnen desinteressiert und frustriert sind (auch sie sind in einer prekären Situation, oft nur für ein Jahr auf Werksvertragsbasis angestellt!) und dabei die Macht haben, die Existenzen von Kursteilnehmern zu bedrohen, etwa durch Arbeitslosengeldsperre, rät Angret Mayer ihren Schützlingen: «Kinder, lasst euch nix gefallen, wehrt euch!» Übrigens ist seit kurzem bei Kursantritt eine Unterschrift zu leisten, mit der sich die TeilnehmerInnen verpflichten, dass nichts vom Kurs nach außen getragen wird! Keinesfalls unterschreiben, meint Angret Mayer.

Aber sie zeigt Verständnis für ihre KollegInnen: «Man darf nicht vergessen, dass auch die Trainer Druck von oben haben und auch immer wieder von dort eine auf den Deckel kriegen!» Im nächsten Jahr wird ihr ambivalentes Trainerinnenendesein mit ihrer Pensionierung zu Ende gehen – zum Bedauern aller Kursteilnehmer!

Renate «Funky» Danningner

Verfolgungsbetreuung

Das österreichische AMS entspricht der deutschen Bundesagentur für Arbeit. Die moderne «Philosophie» dieser Arbeitsmarktverwaltungen ist hüben und drüben die gleiche. KritikerInnen sprechen vom Tatbestand einer Disziplinierung und gezielten und absichtsvollen Ausgrenzung erwerbsfähiger, hilfebedürftiger Arbeitsloser aus dem potenziellen wie aktuellen Leistungsbezug. Mittels massiven Drucks werden auch AMS-MitarbeiterInnen gezwungen, an der Grenze der gesetzlichen und moralischen Legalität gegen Arbeitslose vorzugehen: mit dem Ziel, ihnen die finanzielle Lebensgrundlage zu kürzen oder zu sperren beziehungsweise den Zugang dazu zu erschweren oder gar zu verwehren. In Deutschland ist für diese Politik der Begriff «Verfolgungsbetreuung» aufgekommen.

Mit diesem Begriff werden Praktiken der Drangsalierung und Schikanierung der Betroffenen durch Anwendung von mehr

oder minder subtilem Druck oder durch missbräuchliche Ausübung eines Rechts angesprochen. Zu diesen Praktiken gehört etwa, Termine so kurzfristig anzuberaumen, dass die Betroffenen nur zu spät oder überhaupt nicht erscheinen können, mit der Folge einer Kürzung oder auch Versagung der Leistungen; oder akademisch gebildete Arbeitslose in eine Trainingsmaßnahme einzuweisen, in der sie lernen sollen, wie sie Bewerbungen zu verfassen haben, was sie zu Recht als nichts anderes als eine herabwürdigende Schikane begreifen können; oder Betroffene nicht über ihre Rechte im Sinne einer aktiven Information aufzuklären.

Synonyme für «Verfolgungsbetreuung» sind «vertreibende Hilfe» oder in der englischsprachigen Diskussion der Begriff «throtter», ein neu gebildetes Wort, das «threat» und «offer» amalgamiert und «wohlmeinende Drohung» bedeutet.

Quelle: Michael Wolf, «Verfolgungsbetreuung» in UTOPIE kreativ

ÖVP will noch härtere Auflagen für Arbeitslose

Der Fisch beginnt am Kopf zu stinken

Augustin-Mitarbeiter Peter Gach ist einer der aktivsten Konstrukteure einer österreichischen Arbeitslosenbewegung. Kürzlich war er Referent beim 3. deutschsprachigen Grundeinkommenskongress in Berlin (24. bis 26. Oktober). Titel des Kongresses: «Auf dem Weg zum Grundeinkommen. Bedingungslos. Existenzsichernd.» Unter den 500 TeilnehmerInnen im Audimax der Humboldt Universität herrschte ein Art Aufbruchsstimmung. Die Rückkunft in Wien war für Peter Gach eine böse Landung auf dem harten Boden der österreichischen Realität. Hier seine Polemik:

Kaum zu Hause angekommen, warf ich einen Blick in den «Online-Standard». Willkommen in der Realität! «ÖVP erwägt härtere Auflagen für Arbeitslose» war da schon in einer Schlagzeile zu lesen und Karl-Heinz Kopf (schwarzer Koalitionsverhandler) äußerte im Interview: «Selbstverständlich sind die Zumutbarkeitsbestimmungen ein Thema. Aber es geht auch um das Workfare-Prinzip. Für die solidarische Geldleistung der Steuerzahler hat die Gesellschaft in anderen Ländern das Recht, im Gegenzug das Erbringen von gemeinnützigen Tätigkeiten zu verlangen. Das muss einmal diskutiert werden.»

Nun, diese «solidarische Geldleistung» ist in Wahrheit eine Versicherungsleistung, die jeder Arbeitnehmer ungefragt einzahlen muss, wenn und so lange er eine Arbeit hat. Im Gegenzug dafür entspricht das Arbeitslosengeld als Versicherungsleistung im Ernstfall nur noch einer

Höhe von 55 Prozent des letzten Gehalts, die Versicherungsleistung der Notstandshilfe gar nur noch 51 Prozent des letzten Gehalts. Das ist so ziemlich der niedrigste Satz innerhalb der EU.

Was bedeutet Erwerbsarbeitslosigkeit für einen Betroffenen in einer Gesellschaft, in der der Wert eines Menschen immer noch über seine Fähigkeit zum Gelderwerb definiert wird? In der Regel bedeutet der Verlust des Arbeitsplatzes auch den Verlust von Freunden und Kollegen, also das Ende langfristiger sozialer Beziehungen, weniger Geld und insgesamt weniger Sicherheit. Gehört man zu den «schnellen Bewältigern», so stürzt man sich gleich in die Arbeitsuche und benötigt dafür womöglich nicht einmal die Hilfe des AMS, hochtrabend «Job-Coaching» genannt. Mit «Beeinträchtigungen» wie etwa einem gewissen Alter, dem Fehlen einer abgeschlossenen Berufsausbildung, mit einer Krankheit oder einer Behinderung und womöglich sogar Schulden wird es schon schwierig bis unmöglich, wieder eine Arbeit zu finden.

Mit zunehmender Dauer der Erwerbslosigkeit nimmt das Selbstvertrauen ab. Jede Absage einer Bewerbung wird da zur Niederlage, die den Selbstwert vermindert. Der Druck steigt, nicht nur, aber ganz besonders vom AMS. Der Berufsschutz ist plötzlich weg, damit ist die Berufsausbildung mitsamt langjähriger Berufserfahrung von einem Tag auf den anderen nutzlos geworden. Der Notstand beginnt im wahrsten Sinne des Wortes.

In einer solchen Situation sind Betroffene schwache Mitglieder der Gesellschaft und würden dringend Hilfe benötigen. Was aber passiert? Es hagelt Drohungen vom AMS

– Geldsperren können da schon existenzvernichtend sein – und ein Sinnlos-Kurs reiht sich an den anderen. Was da vom AMS so schön als Kursmaßnahme oder gar Besserqualifizierung bezeichnet wird, ist in Wahrheit nichts anderes als Disziplinierung und Dequalifizierung. Mit dem erklärten Ziel, dass die Leute für die Dauer des «Kurses» aus der Statistik fliegen.

Um sie aus der Erfahrung der Unsicherheit zu befreien, brauchen sie langfristige bzw. unbefristete Angebote, keine kurzfristigen Husch-Pfusch-Lösungen. Sie brauchen Arbeit, keine Jobs. «Angebote» wie Rasenmähen im Sommer, Laubkehren im Herbst, Schneeschaufeln im Winter sind für Menschen in Not eigentlich nur unzumutbare Gemeinheiten. Grundlage solcher «Arbeitslosenhilfe» sind Unterstellungen: Es wird als gegeben vorausgesetzt, dass erwerbsarbeitslose Menschen gar keine Arbeit mehr annehmen wollen, weil sie es angeblich vorziehen würden, mit weniger Geld auszukommen. Dabei wird stillschweigend unter den Teppich gekehrt, dass der reguläre Arbeitsmarkt längst nicht mehr so funktioniert wie noch vor wenigen Jahren. Etwa 25 Prozent der gegenwärtigen Arbeitsplätze in Österreich sind entweder Teilzeitjobs oder Vollzeitarbeitsplätze, die so miserabel bezahlt sind, dass man nicht davon leben kann. Man hat also die Wahl zwischen Pest (Arbeitslosigkeit) und Cholera (Working Poor).

Laut AMS waren im September 2008 alleine in Wien 26.675 Personen beim AMS als Arbeit suchend gemeldet. Demgegenüber standen im selben Monat ganze 7922 offene Stellen in Wien. Dies Zahl der Arbeitssuchenden ist bekanntlich manipuliert, denn darin nicht enthalten

sind all jene Personen, die in einer Kursmaßnahme stecken, die krank gemeldet sind, die eine Sanktion (Geldsperre) für die Dauer von 6 bis 8 Wochen eingefangen haben, die den so genannten Pensionsvorschuss beziehen oder die sich gar nicht erst beim AMS als Arbeit suchend gemeldet haben.

Leute wie Karl-Heinz Kopf, die immer wieder Verschärfungen für Langzeitarbeitslose fordern, mögen doch bitte einmal erklären, wie diese Arbeitsplatzlücke gefüllt werden soll.

Der Unterstellung der Arbeitsunwilligkeit gegenüber steht aber auch der Umstand, dass das Verhältnis bezahlter Erwerbsarbeit zu unbezahlter Freiwilligentätigkeit in Österreich schätzungsweise etwa 1 zu 1,8 beträgt. Von meiner Arbeit in einer Erwerbsarbeitsloseninitiative sowie einer Selbsthilfegruppe her weiß ich, dass sehr viele erwerbsarbeitslose Menschen freiwillig ehrenamtlich tätig sind. Damit sind die Unterstellungen von Arbeitsunwilligkeit schlicht an den Haaren herbeigezogen, und es wäre hoch an der Zeit, wenn diese für die Gesellschaft so wichtigen Tätigkeiten wie Nachbarschaftshilfe, Pflegebetreuung etc. endlich fair bezahlt werden würden.

Die Hetze gegen all jene Menschen, deren Schicksal es ist, keine Arbeit mehr zu haben, und die daher ohnehin benachteiligt sind, muss endlich ein Ende haben!

Peter Gach

I N F O
Nachlese und Mitschnitte vom 3. deutschsprachigen Grundeinkommenskongress in Berlin:
www.grundeinkommen.at
AMS-Arbeitsmarktdaten:
iambweb.ams.or.at/ambweb/
AmbwebServlet?trn=start

**Warum Zeltfeste?
Warum gratis Kultur für Arme?
Warum leistbares Leben?
Warum gratis Wasser für alle?**

Zwei slowakische Staatsbürger protokollierten Polizei-O-Ton am Karlsplatz

«Hast du Angst, du dreckiger Zigeuner?»

Eine Kolporteurin und ein Kolporteur des Augustin erheben schwere Vorwürfe gegen Polizisten der Wachstube am Karlsplatz. Er sei u. a. gezwungen worden, sich nackt niederzuknien und die wiederholte Feststellung des Beamten, dass «Zigeuner stinken», laut zu bejahen, gibt der Augustin-Verkäufer zu Protokoll. Wir wandten uns an die Pressestelle der Polizei, diese übermittelte die Beschwerde an Oberst Christian Stella, den Leiter der Stabsabteilung. «Die Vorhalte nehmen wir sehr ernst. Sie werden Gegenstand von internen Erhebungen. Das Büro für Interne Ermittlungen wurde mit den weiteren Erhebungen betraut», so die rasche Reaktion Stellas.

Jaro und Zuza (Name von der Redaktion geändert) kommen aus einem mehrheitlich ungarischsprachigen Gebiet der Slowakei. Wie Dutzende weitere Augustin-VerkäuferInnen aus dieser Region gehören sie der Roma-Minderheit an. Ihre Deutschkenntnisse sind fortgeschritten, doch den Begriff «Antiziganismus» lernten sie erst in den Gesprächen in der Augustin-Redaktion kennen. Die Anspielung auf den Begriff «Antisemitismus» ist gewollt: Beides steht tief verwurzelt, von Generation zu Generation übertragenes Ressentiment. Spätestens seit dem 22. Oktober 2008, seit einer alarmierend unzivilisierten «Amtshandlung» in der Wachstube Karlsplatz, ahnen Jaro und Zuza, wie sehr auch Teile des Exekutivbeamtentums einer

demokratischen Republik mit diesem Zigeunerhass infiziert sind.

Die traumatische Erfahrung des 22. Oktober hat in Jaro und Zuza etwas ausgelöst, wovor Landsleute mit ähnlichen Erlebnissen aufgrund eines ausgeprägten Ohnmachtgefühls zurückschrecken: den Impetus, die Maschinerie der Erniedrigungen, die gegen die Roma auch im Westen wie geschmiert funktioniert, zu stören. Jaro und Zuza haben sich bereit erklärt, in Hinkunft alles niederzuschreiben, was sie selbst erfahren und was sie von LeidgenossInnen zu hören bekommen. Sie wissen um die strukturelle Unterlegenheit von Beschwerdeführern Bescheid: Täter verwandeln sich in Opfer von Verleumdungskampagnen. Umso größeren Respekt verdient Jaros Gedächtnisprotokoll über den

Karlsplatz-Vorfall. Mit dieser Dokumentation einer rassistischen Amtshandlung wollten Jaro und Zuza ihre «eigene» Zeitung, den Augustin, die Slowakische Botschaft in Wien und die Menschenrechts-NGO Zara informieren:

Am 22. Oktober 2008 kam ich von Deutschland mit meinem Sohn Jaroslav (18 Jahre) um ca. 1 Uhr morgens am Westbahnhof an. Meine Frau Zuza holte uns vom Bahnhof ab. Wir sind dann alle drei nach Hause gefahren und schlafen gegangen. Um ca. 10 Uhr vormittags gingen meine Frau und ich zum Augustin, um Zeitungen einzukaufen. Anschließend fuhrten wir mit meinem Sohn zum Karlsplatz, um den Augustin zu verkaufen. Mein Sohn und ich gingen dann zum «Spar» am Karlsplatz, um Schokolade für meine Kinder in der Slowakei einzukaufen. Dann kehrten wir zu Zuza zurück, die mit dem Gepäck auf uns wartete, weil wir alle drei in die Slowakei fahren wollten. Ich ging im Internet Café am Karlsplatz auf

die Toilette. Als ich zurückkam, kontrollierte ein Polizist mit dunklen, kurzen Haaren die Ausweispapiere meiner Frau und ein anderer die Papiere meines Sohnes.

«Noch nie ein Grüß Gott gehört – in Wien»

Die Ausweiskontrollen zählen zum Preis, den Roma zahlen müssen, wenn sie sich in «zivilisierten» Ländern aufhalten. Sie sind für Roma so selbstverständlich, dass sie kaum erwähnt werden, wenn man sie nach Diskriminierungs-Erfahrungen fragt. Ausweiskontrollen sind die simpelsten Einübungen in bestehende Machtverhältnisse. Trotz allen psychologischen Schulungen scheint es in der Polizei keine Selbstreflexion über diese Routine der Deklassierung der ohnehin schon Deklassierten zu geben. Nicht überall ist der Umgang Polizisten gegenüber Roma autoritär und menschenverachtend. Nicht überall wird das Herrschaftsverhältnis, das in einer Amtshandlung steckt, hervorgekehrt. Jaro, der oft in Deutschland arbeitet, erzählt dem Augustin: Bei einer Routine-Ausweiskontrolle am Münchner Bahnhof sei es üblich, dass der Beamte sich mit «Grüß Gott, darf ich Sie um Ihre Ausweise bitten» vorstellt und am Ende «Gute Reise!» wünscht. In Wien sei er noch nie von einem Polizisten in Uniform so begrüßt worden – dabei seien solche Kontrollen Alltag für Menschen, die «wie Roma aussehen». Die Polizisten verkehren mit Roma ausschließlich von oben herab.

Gibt es Polizisten mit korrektem Benehmen in Wien?, fragen wir ihn. Jaro denkt lang nach, das ist auch eine Antwort. Ich kenne nur die, die mich kontrolliert haben, sagt er schließlich. Man merkt die Spannung zwischen Kopf und Bauch. Gefühlsmäßig drängt es ihn zu einem Pauschalurteil, das er bei rationaler Betrachtung verwirft. Es war nicht leicht, rational zu bleiben, wie man aus dem Folgenden erkennen kann:

Wenn's im Wachzimmer fad wird, ist die Organstraf-Orge angesagt: 8 Strafen für eine Roma-Familie – für «Delikte», die alle um 12.55 Uhr des 22. Oktober begangen wurden (Fortsetzung Seite 10)

Zigeuner?»

Dann sagte der Polizist, der die Papiere meiner Frau kontrollierte, in einem harten Ton zu mir: «Du auch!» Ich musste alles, was ich in der Jacken- und Hosentasche hatte, auf die Bank legen. Während der andere Polizist noch meinen Sohn kontrollierte, stieß der Polizist, der mich und meine Frau kontrolliert hatte, meinen Sohn mit beiden Händen gegen die Brust und sagte zu ihm: «Du auch, leg alles auf die Bank.» Danach gab man meinem Sohn den Ausweis zurück, und der Polizist mit Vornamen Stefan (diesen Namen kennen wir, weil wir später auf der Wachstube waren) sagte auf Tschechisch: «Di Domu-zmizni.» Auf Deutsch heißt das: Geh nach Hause, verschwinde. Während mein Sohn auf der Bank saß und meine Frau zuschautete, fragte ich den Polizisten Stefan, was mit meinem Ausweis sei.

Er antwortete nicht, sondern befahl meinem Sohn, dass er von der Bank aufstehen und verschwinden solle. Da mein Sohn nicht auf die Aufforderung reagierte, weil er kein Deutsch versteht, schrie der Polizist Stefan ihn an: Aufstehen und verschwinden! Mein Sohn reagierte noch immer nicht, daraufhin nahm der Polizist Stefan seinen Gummiknüppel und stieß ihn meinem Sohn in die rechte Seite. Ich sagte zum anderen Polizisten: «Entschuldigung, mein Sohn versteht nicht gut Deutsch.» Daraufhin sagte der Polizist Stefan, dass ihn das nicht interessiere. Er sagte weiters: «Wenn man nach Österreich kommt, muss man Deutsch verstehen.» Zu mir sagte er: «Ich werde dir garantieren, dass du das letzte Mal in Österreich bist.» Meine Frau Anna fragte ihn, warum es verboten sei, in Österreich zu sein, wir seien doch in Österreich gemeldet. Polizist Stefan erwiderte, der Meldezettel interessiere ihn nicht, da der falsch sei. Er drehte sich um und sagte nochmals zu meinem Sohn, er solle

verschwinden und das ganze Gepäck mitnehmen. Meine Frau fragte den Polizisten, wie mein Sohn alles alleine tragen könne. Er bekräftigte, es interessiere ihn nicht und der Sohn solle verschwinden. Meine Frau und ich nahmen einen Rucksack und eine Tasche an uns, das andere Gepäck und unseren Hund nahm mein Sohn und ging weg. Mein Sohn fragte mich noch, wo wir uns treffen sollten. Ich meinte, am Südbahnhof. Polizist Stefan zu mir: «Sei ruhig, Depperter.»

Meine Frau und ich gingen mit den zwei Polizisten in die Wachstube am Karlsplatz. Wir unterhielten uns auf Ungarisch. Daraufhin der Polizist Stefan: «Deutsch sprechen!» Meine Frau und ich mussten alles, was wir in den Jacken- und Hosentaschen hatten, in zwei Kartons legen. Ich musste dann mit dem Polizisten Stefan und dem anderen Polizisten in ein kleines Zimmer gehen. Herr Stefan sagte zu mir, ich müsse mich auf den Boden knien.

Ich kniete mich auf den Boden. Der Polizist Stefan sagte zu mir, ich sei ein schmutziger Zigeuner. Er hat mich nicht geschlagen, aber er deutete mir immer eine so genannte «Faustwatschn» ins Gesicht an. Immer wenn er mir die Faust zum Gesicht hinhielt, drehte ich meinen Kopf zur Seite. Er sagte zu mir: «Hast du Angst, du dreckiger Zigeuner?» Polizist Stefan sagte zu seinem Kollegen, er solle ihm helfen. Der andere Polizist hielt mich fest. Polizist Stefan hob mein Kinn und drückte mit der Faust auf meine Nase. Er sagte, er habe mit einem slowakischen Kollegen gesprochen, die schlagen die Leute auch. Er sagte, ich solle ihm in die Augen schauen. Er wiederholte, ich sei ein schmutziger Zigeuner. Polizist Stefan lachte und sagte: «Schau, so

Fortsetzung auf Seite 10

Bundespolizeidirektion Wien
Block Nr. 59161 Fortl. Zl. 1
Organstrafverfügung gemäß § 50 des Verwaltungsstrafgesetzes (VStG) Zutreffendes ist angekreuzt!
Auf Grund der erhaltenen Ermächtigung wurde eine Geldstrafe von
 vom Lenker des Fahrzeuges
behördl. Kennzeichen
eingehoben.
Grund (Tat): Anstandsverletzung
begangen in 1.11.08 - Karlsplatz
am 22.10.08 um (von - bis) 12.55 Uhr.
Die Geldstrafe wurde in bar mit Scheck mit Kreditkarte mit entrichtet.
Widmung des Strafbetrages:
Wien, am 22.10.08 Unterschrift

Bundespolizeidirektion Wien
Block Nr. 59161 Fortl. Zl. 2
Organstrafverfügung gemäß § 50 des Verwaltungsstrafgesetzes (VStG) Zutreffendes ist angekreuzt!
Auf Grund der erhaltenen Ermächtigung wurde eine Geldstrafe von
 vom Lenker des Fahrzeuges
behördl. Kennzeichen
eingehoben.
Grund (Tat): Rauschmittel missbräuchl. Gebrauch
begangen in 1.11.08 - Karlsplatz
am 22.10.08 um (von - bis) 12.55 Uhr.
Die Geldstrafe wurde in bar mit Scheck mit Kreditkarte mit entrichtet.
Widmung des Strafbetrages:
Wien, am 22.10.08 Unterschrift

Bundespolizeidirektion Wien
Block Nr. 59161 Fortl. Zl. 3
Organstrafverfügung gemäß § 50 des Verwaltungsstrafgesetzes (VStG) Zutreffendes ist angekreuzt!
Auf Grund der erhaltenen Ermächtigung wurde eine Geldstrafe von
 vom Lenker des Fahrzeuges
behördl. Kennzeichen
eingehoben.
Grund (Tat): Anstandsverletzung
begangen in 1.11.08 - Karlsplatz
am 22.10.08 um (von - bis) 12.55 Uhr.
Die Geldstrafe wurde in bar mit Scheck mit Kreditkarte mit entrichtet.
Widmung des Strafbetrages:
Wien, am 22.10.08 Unterschrift

Bundespolizeidirektion Wien
Block Nr. 59161 Fortl. Zl. 4
Organstrafverfügung gemäß § 50 des Verwaltungsstrafgesetzes (VStG) Zutreffendes ist angekreuzt!
Auf Grund der erhaltenen Ermächtigung wurde eine Geldstrafe von
 vom Lenker des Fahrzeuges
behördl. Kennzeichen
eingehoben.
Grund (Tat): Anstandsverletzung
begangen in 1.11.08 - Karlsplatz
am 22.10.08 um (von - bis) 12.55 Uhr.
Die Geldstrafe wurde in bar mit Scheck mit Kreditkarte mit entrichtet.
Widmung des Strafbetrages:
Wien, am 22.10.08 Unterschrift

TRICKY DICKY'S SKIZZENBLÄTTER

SCHWER HAT MANCH NEO-ÖSTERREICHER AN SEINEM MIGRATIONSHINTERGRUND ZU TRAGEN...



Warum Resozialisierung für Strafgefangene?
Warum alternative Formen des Zusammenlebens?
Warum Veränderung?
Warum Bücher lesen?

Fortsetzung von Seite 9

musst du betteln.» Ich musste aufstehen und mich nackt ausziehen.

Als ich nackt vor ihm stand, sagte Polizist Stefan zu mir: «Pfu, du stinkst, du dreckiger Zigeuner!» Ich musste darauf immer mit «Ja!» antworten. Er meinte auch, ich dürfe nicht mehr nach Österreich kommen – auch diesen Satz musste ich bejahen. Dann musste ich mich wieder nackt hinknien, und er provozierte mich weiter, indem er wiederholte, dass ich ein schmutziger Zigeuner sei. Er fragte mich, warum ich so einen großen Bauch habe. Dies alles sagte er zu mir in einem sehr abwertenden Ton. Er stieß mir mit der Faust mehrmals in den Bauch. Ich versuchte mich nicht provozieren zu lassen.

Daraufhin gingen die Polizisten aus dem Zimmer. Polizist Stefan kam zurück und sagte zu mir, dass ich mich anziehen solle. Ich zog mich an. Polizist Stefan: «Ich bin Polizist, was ich sage, musst du machen! Ich sage zu dir, sei ruhig, also sei ruhig. Ich sage zu dir, verschwinde, also verschwinde!» Polizist Stefan ging dann weg. Ich hörte, wie der Polizist Stefan zu meiner Frau sagte: «Bettelgeld». Sie meinten mein Geld, das ich in der Brieftasche hatte, es waren ca. 800 Euro. Polizist Stefan kam zu mir ins Zimmer zurück und fragte, woher ich das Geld habe. Ich sagte ihm, vom Arbeiten in Deutschland.

Anstandsverletzung, Ordnungsstörung und, und, und ...

Die 800 Euro waren der Lohn für eine legale Arbeit. Jaro zeigte uns in der Redaktion die Bestätigung dafür. Selbst wenn es sich um Bettelgeld gehandelt hätte, wäre es kein illegal eingenommenes Geld. Betteln ist nämlich in Wien nicht generell verboten. Bettelgeld ist das Geld jener BürgerInnen, die es höchst anständig finden, Arme mit Geldbeträgen zu unterstützen, und die dies ganz freiwillig tun. Exekutivbeamte, die Bettelgelder pauschal als unrechtmäßig erworben klassifizieren (und diese laut Aussagen von Betroffenen oft auch ohne Bestätigung kassieren), verletzen damit auch die Rechte und Interessen dieser BürgerInnen.

Er fragte mich, warum ich lüge. Er ging wieder weg. Nach ca. 5 Minuten kam er zurück und sagte, dass ich 168

Bundespolizeidirektion Wien
 Block Nr. 59161 Fortl. Zl. 5
Organstrafverfügung
 gemäß § 50 des Verwaltungsstrafgesetzes (VStG) Zutreffendes ist angekreuzt!
 Auf Grund der erhaltenen Ermächtigung wurde eine Geldstrafe von ...
 vom Lenker des Fahrzeuges
 behördl. Kennzeichen ...
 eingehoben.
 Grund (Tat): ...
 begangen in ... um (von - bis) ... Uhr.
 Die Geldstrafe wurde in bar mit Scheck mit Kreditkarte mit ... entrichtet.
 Widmung des Strafbetrages: ...
 Wien, am ... Unterschrift ...

Bundespolizeidirektion Wien
 Block Nr. 44285 Fortl. Zl. 18
Organstrafverfügung
 gemäß § 50 des Verwaltungsstrafgesetzes (VStG) Zutreffendes ist angekreuzt!
 Auf Grund der erhaltenen Ermächtigung wurde eine Geldstrafe von ...
 vom Lenker des Fahrzeuges
 behördl. Kennzeichen ...
 eingehoben.
 Grund (Tat): ...
 begangen in ... um (von - bis) ... Uhr.
 Die Geldstrafe wurde in bar mit Scheck mit Kreditkarte mit ... entrichtet.
 Widmung des Strafbetrages: ...
 Wien, am ... Unterschrift ...

Bundespolizeidirektion Wien
 Block Nr. 44285 Fortl. Zl. 19
Organstrafverfügung
 gemäß § 50 des Verwaltungsstrafgesetzes (VStG) Zutreffendes ist angekreuzt!
 Auf Grund der erhaltenen Ermächtigung wurde eine Geldstrafe von ...
 vom Lenker des Fahrzeuges
 behördl. Kennzeichen ...
 eingehoben.
 Grund (Tat): ...
 begangen in ... um (von - bis) ... Uhr.
 Die Geldstrafe wurde in bar mit Scheck mit Kreditkarte mit ... entrichtet.
 Widmung des Strafbetrages: ...
 Wien, am ... Unterschrift ...

Bundespolizeidirektion Wien
 Block Nr. 44285 Fortl. Zl. 20
Organstrafverfügung
 gemäß § 50 des Verwaltungsstrafgesetzes (VStG) Zutreffendes ist angekreuzt!
 Auf Grund der erhaltenen Ermächtigung wurde eine Geldstrafe von ...
 vom Lenker des Fahrzeuges
 behördl. Kennzeichen ...
 eingehoben.
 Grund (Tat): ...
 begangen in ... um (von - bis) ... Uhr.
 Die Geldstrafe wurde in bar mit Scheck mit Kreditkarte mit ... entrichtet.
 Widmung des Strafbetrages: ...
 Wien, am ... Unterschrift ...

Euro Strafe zahlen müsse. Ich wurde aus dem Zimmer begleitet. Auch meine Frau wurde durchsucht und musste sich im Beisein einer Polizistin ausziehen. Unsere Sachen waren alle auf dem Boden verstreut. Ich räumte die Sachen auf und bezahlte die Strafe. Meine Frau kam zurück. Ich bekam acht Organstrafverfügungen. Drei für mich, drei für meinen Sohn und zwei für meine Frau Anna. Die Organstrafverfügungen belaufen sich insgesamt auf 168 Euro. Die Organstrafverfügungen haben verschiedene Angaben: Rauchverbotsübertretung, Lärmbelästigung, Ordnungsstörung und Anstandsverletzung. Alle acht «Delikte» sind nach diesen Verfügungen um 12.55 Uhr passiert. Ich fragte, warum sogar mein Sohn Organstrafverfügungen bekommen habe, obwohl er nicht im Wachzimmer war. Polizist Stefan sagte, der Sohn wisse schon, warum. Ich bezahlte die 168 Euro bar.

Wir gingen weg mit vielen offenen Fragen. Wie kann es in einem demokratischen Rechtsstaat möglich sein, dass sich Polizisten derart diskriminierend gegen Menschen aus einem anderen Land verhalten können? Ich ersuche Sie, die Angelegenheit zu prüfen und das Gedächtnisprotokoll an die zuständigen Stellen weiterzuleiten. Ich danke für ihre Hilfe und verbleibe mit freundlichen Grüßen.

Jaro meint im Augustin-Gespräch, es gebe drei Hauptgründe, warum es slowakische Roma nach Wien zieht. Der erste Grund ist die hohe Arbeitslosigkeit und die katastrophale soziale Lage (inklusive Bildungsausschluss) der Roma in seinem Land; der zweite Grund ist die Einladung von Verwandten, die schon in Wien wohnen, oder die Heirat mit der/dem in Wien lebenden Partner/in; der dritte Grund ist die Flucht vor einer bevorstehenden Gefängnisstrafe in der Slowakei. Für ihn treffe das alles nicht zu. Ihm sei es gut gegangen in der Slowakei. Aber als seine erste Ehe gescheitert sei, habe er mit seiner neuen Partnerin eine neues Leben anfangen wollen: «Ich habe Wien gewählt, weil es zwei Vorzüge hat: Ich bin nicht in der Slowakei, aber auch nicht weg von dem Land, wo meine Kinder aus erster Ehe wohnen.» An jenem 22. Oktober am Karlsplatz stellte er seine Ortswahl für das neue Leben zum ersten Mal in Frage.

Robert Sommer

Lexikon der Sabotage, Teil 3

«Lässt sich da nicht etwas machen?»

Die Arbeitswelt ist eine Welt der kleinen Gaunereien, des notwendigen Aufbesserns, des ungenierten Mitschneidens, des raffinierten Fälschens, der unwiderstehlichen Gelegenheit, der nicht erlaubten Eigeninitiative, des gierigen Mitnaschens, des unauffälligen Abzweigens, des kindischen Unfugs, der sozialen Rebellion, des sanften Verweigerens, des cleveren Austricksens und des kreativen Schabernacks. Bernhard Halmer und Peter A. Krobath haben mit «SaboteurInnen» verschiedene Provenienzen gesprochen und ihre Geschichten aufgezeichnet. Das umstrittene Buch «Lexikon der Sabotage» (siehe FANPOST-Seite) erschien im Sonderzahl Verlag. Der Augustin bringt ausgewählte Bekenntnisse.

Stromzähler. Ein Monteur berichtet

Ich vertrage keinen Alkohol. Wenn ich mich berauschen will, kiffe ich. Vor einigen Jahren lernte ich jemanden kennen, der im Eigenbau sehr gutes Marihuana produzierte. Biologisch-dynamisch, versteht sich. Ich wurde zunächst Stammkunde und schließlich ein guter Freund. So begann meine Nebenkariere als Engel der Hanfbauern.

Ich arbeitete damals als Monteur bei einem großen Energieunternehmen, und als mein neuer Freund das erfuhr, klagte er mir natürlich sein Leid. Er hatte seine Hanfplantage teils in der Wohnung, teils im Keller, also dementsprechend viele starke Lampen im Dauereinsatz. Das Problem, das sich daraus ergab,

war doppelt: Zum einen die hohen Stromkosten, zum anderen die Gefahr, durch die hohen Zählerstände als Plantagenbetreiber erkannt zu werden. «Lässt sich da nicht etwas machen?», fragte er. «Unbedingt», sagte ich. Und schon waren wir im Geschäft.

Für das Zurückdrehen der Zähler braucht man das richtige Werkzeug. Etliche versuchen es in Eigenregie, fuhrwerken an der Plombe herum, vertauschen die Anschlussdrähte und hinterlassen dabei fast immer eindeutige Spuren. Manche passen nicht auf und haben dann beim Ablesen einen niedrigeren Zählerstand als im Vorjahr, keine gute Idee.

Als Monteur war das alles kein Problem. Ich brach einfach die Plombe auf, drehte den Zähler zurück, nahm meine Siegelzange und verpasste dem Ding eine neue Plombe. Damit es nicht auffiel, reduzierte ich die Stromkosten von meinem Hanfbauern langsam, von Jahr zu Jahr, peu à peu. Er bezahlte mich mit Gras, das war mein Deal mit dem Dealer.

Natürlich hatte der Betreiber der Hanfplantage Freunde mit genau dem gleichen Problem, und die hatten wieder Freunde, und die konnten natürlich auch wen. Ich war baff, wie groß die Szene ist. Ich musste mir Urlaubstage nehmen, um all den Aufträgen nachzukommen. Bezahlen ließ ich mich von den meisten mit Cash, weil zum Rauchen und Verschenken hatte ich schon zur Genüge, danke. Und selbst dealen wollte ich auch nicht.

Eines noch: Würde man Marihuana legalisieren, würden viele im Freien anbauen, und das wäre dann auch ein sinnvoller Beitrag, um den Klimawandel zu stoppen. Von den Steuern ganz zu schweigen, die sich der

Staat da einfach durch die Lappen gehen lässt.

Nekrophilie. Ein EDV-Spezialist berichtet

Ich arbeitete fünf Jahre lang als Sekretär für eine Langzeitstudie über Herzkrankheiten im Spital N. Im Spital zu arbeiten machte mir großen Spaß. Ich musste in einem weißen Mantel herumlaufen und kam mir dabei sehr wichtig vor. Das Büro befand sich in einem Untersuchungsraum für Herz-Ultraschall. Die Patienten mussten zu diesem Zweck eine Sonde schlucken. Ich saß da also an einem Schreibtisch in diesem verdunkelten Raum und hörte den ganzen Tag hinter mir nur dieses Würgen der Patienten und die immer gleichen Sprüche der Krankenschwestern: «Jetzt denken S' an was, was Sie am liebsten essen, und jetzt schlucken, schlucken!» Skurril, das fordert verrückte Ideen ja geradezu heraus. Und dann das ganze Spitalsgefüge! So ein Krankenhausbetrieb ist ja eine gausliche Hierarchie. Eifersüchteleien und Intrigen, wohin man schaut.

Ich zog die Krankenhaus-Aktionen mit einem Kollegen durch, weil allein lachen ist halb so lustig. Zum Beispiel klebten wir eines Nachts eine Aussendung in die Ärzte-Aufzüge, auf dem offiziellen Briefpapier vom Magistrat, dass es in mehreren Abteilungen zum Auftreten der gemeinen Pestwespe gekommen sei, plus lateinischem Namen und den üblichen Ansprechfloskeln. Dazu muss man wissen, dass die Abteilungen in den Spitalern oder die Spitäler untereinander die Anrede «Löbliche» oder «Hochlöbliche Abteilung» verwenden. Am Anfang habe ich

geglaubt, die verarschen mich. Jedenfalls schrieben wir, dass ab jetzt gewisse Sicherheitsmaßnahmen einzuhalten sind: Da sich diese Pestwespen mit Vorliebe in Mullmaterial, Kaffeefiltern und schmutzigen Windeln einnisten, müssen diese Sachen jeden Freitag von 8 bis 11 Uhr abgegeben werden, im zweiten Stock, im Zimmer Soundso. Das war das Vorzimmer des Verwaltungsdirektors. Bis schließlich der Verwaltungsdirektor an alle Löblichen Abteilungen geschrieben hatte, dass das eine Falschmeldung sei, lagen schon einige Müllsäcke vor seiner Tür.

Dieser Erfolg war für uns natürlich ein Ansporn. Wir beschlossen, als Nächstes auch einmal die Patienten und Besucher mit einzubeziehen. Ich arbeitete oft in der Nacht, ohne die Würgegeräusche, und so konnte ich eines Nachts recht unauffällig ein Schreiben in alle Patienten- und Besucheraufzüge hängen. Der Inhalt: Es ist in der Pathologischen Abteilung zu Fällen von Nekrophilie gekommen und alle Besucher, Patienten und das Stationspersonal sind angewiesen, bestimmte Sicherheitsmaßnahmen einzuhalten. Zum Beispiel soll man Verstorbene oder Zugänge zu Verstorbenen nie unbeobachtet lassen – und so weiter. Die Aktion kam natürlich ganz schlecht an. Wenn das Krankenhaus nach außen hin schlecht dasteht, ist in der Verwaltung Feuer am Dach. Das war eine Situation, wo ich sehr schnell bemerkte, da sollte ich jetzt nicht zu auffällig darüber schmunzeln oder lachen. Da waren sie ganz sensibel. Und Nekrophilie in der Pathologie, bitte sehr, eine ganz schlechte Performance! Das Lachen hoben wir uns in diesem Fall sicherheitshalber für zu Hause auf.

**Warum Rückgrat bewahren?
 Warum Freundlichkeit?
 Warum Menschlichkeit?
 Warum Freude schenken?**

Bewegungsfreiheit fürs Geld? Bewegungsfreiheit für Menschen!

Meer der Abgeschobenen

«Wir wollen Brücken, keine Mauern!»: Vision einer Pariser Konferenz gegen die EU-Einwanderungspolitik, die wie nie zuvor durch die Vernetzung von sozialen Bewegungen Europas mit AktivistInnen aus Afrika geprägt war. Auch wenn die verbindende französische Sprache besonders förderlich sein mag für die Konstruktion von «Brücken»: Die Konferenz wäre für Menschen aus migrationspolitischen Projekten im deutschsprachigen Raum höchst lehrreich gewesen.

Am 17. und 18. Oktober wurden in Paris im Rahmen der Konferenz «des ponts pas des murs» (auf Deutsch: Brücken, keine Mauern) wichtige Akzente gegen die aktuelle Migrationspolitik der EU gesetzt. Über 900 AktivistInnen von zivilgesellschaftlichen Organisationen, NGOs und Gewerkschaften aus Europa und Afrika nahmen an der Konferenz teil. Zur Demonstration für Bewegungsfreiheit und für die Legalisierung aller Papierlosen am Tag darauf kamen ca. 3000 Menschen.

Besorgnis erregende Anlässe, denen Paroli geboten werden sollte, gab es gleich einige: Zunächst der Regierungsgipfel der EU in Brüssel, auf dessen Tagesordnung die Annahme des neuen «Europäischen Pakts zu Einwanderung und Asyl» stand. Außerdem der zweite «Euro-Afrikanische Gipfel zur Migrationspolitik» in Paris, auf dem über das Vorgehen gegen «illegale Migration» verhandelt wird. Zuletzt noch das Treffen der Justiz- und Innenminister der EU, das Anfang November ausgerechnet in der Stadt Vichy, dem ehemalige Sitz des französischen Kollaborateurs-Regimes, stattfinden soll. Sarkozy weiß um die symbolische Bedeutung seiner politischen Entscheidungen und setzt dies bewusst ein.

Die Mobilisierungen von MigrantInnen und sozialen Bewegungen in Paris gibt allerdings Anlass zur Hoffnung. Die Konferenz, die im Vorort Montreuil, im Osten von Paris

stattfand, stand im Zeichen der Vernetzung europäischer und (west-)afrikanischer AktivistInnen. Montreuil ist durch maghrebische und westafrikanische Immigration stark geprägt. In diesem Stadtteil sind Sans Papiers (illegalisierte MigrantInnen; direkt übersetzt: «Papierlose») und französische AktivistInnen auch gut organisiert – u. a. in besetzten Häusern und Sozialzentren. Regelmäßig gibt es in Montreuil Demonstrationen, bei denen es Anfang Juni dieses Jahres auch zu massiven Repressionen der Polizei kam.

Einige Tage später, am 22. Juni, brannte die Abschiebeanstalt in Vincennes, nicht weit von Montreuil, bis auf die Grundmauern nieder, nachdem die InsassInnen sich zu einer wütenden Revolte gegen die menschenverachtenden Bedingungen ihrer Inhaftierung entschlossen hatten.

Das Ziel der Konferenz «des ponts pas des murs» war, die sozialen Kämpfe von MigrantInnen in Frankreich mit den Bewegungen in westafrikanischen Ländern zusammenzubringen. V. a. in Senegal, Mali oder Kamerun existieren NGOs und

zivilgesellschaftliche Organisationen von beeindruckender Vielfalt und Dynamik: Eine besonders bemerkenswerte, die AME («Association des Maliens expulsés» – Vereinigung der Abgeschobenen aus Mali) betreut Opfer von Abschiebungen in der Hauptstadt Bamako und ist besonders mit der Bewegung der Sans Papiers in Paris vernetzt.

Ein Migrationszentrum, das Leute von Migration abschreckt

Dicko Alassane, ein Sprecher der Organisation, machte unter anderem auf den Umstand aufmerksam, dass die EU ihre Migrationskontrolle mittlerweile bis nach Mali ausgedehnt habe. Anfang Oktober wurde in der Hauptstadt Bamako das CIGEM (Zentrum für Information und Migrationsmanagement) eröffnet, das unter der Schirmherrschaft Spaniens und Frankreichs steht. Alassane kritisierte, dass das CIGEM v. a. dazu dienen soll, «Migration zu verhindern und Leute abzuschrecken und zu entmutigen, die sich auf die Reise begeben wollen». Migration sei nur dann erwünscht,

wenn sie für die EU einen wirtschaftlichen Vorteil verspreche, v. a. in Form von billigen Arbeitskräften für die Landwirtschaft sowie für den Bau-, Reinigungs- oder Pflegesektor. «Kleenex-Migration» ist das Stichwort, das auf der Konferenz dazu oft benutzt wurde: benutzen und entsorgen, sprich abschieben.

Schon jetzt tragen illegalisierte MigrantInnen wesentlich zum Reichtum europäischer Länder wie Frankreich bei. Die Rücküberweisungen von ArbeiterInnen aus Mali, die sich in Frankreich niedergelassen haben, übersteigen mit 300 Mio Euro pro Jahr bei weitem die Entwicklungshilfe, die das Land empfängt. Einziger Haken: Den ArbeiterInnen werden in Europa die elementarsten Grundrechte aberkannt. Die Legalisierung aller Sans Papiers und gleiche Rechte für alle waren deshalb Hauptforderungen der Konferenz und der Demo.

Parallel dazu wurde aber auch über solidarische Ökonomie und Entwicklungsmöglichkeiten für Afrika geredet – nicht mit karitativen Methoden, sondern im Sinne von Selbstermächtigung und Widerstand



... im Zeichen der Vernetzung europäischer und (west-)afrikanischer AktivistInnen



Durch die Straßen von Paris: dreitausend gegen die Mauern zwischen Süd und Nord

– dies ist laut den afrikanischen Organisationen gerade in Zeiten von Hungerrevolten besonders wichtig. Madjiguène Cissé, die auch in deutschsprachigen Ländern mit ihrem Buch «Papiere für alle» (Assoziation A) bekannt geworden ist, stellte ihre Organisation REFDAF («Netzwerk von Frauen für nachhaltige Entwicklung in Afrika») vor. Die aus dem Senegal stammende Aktivistin nahm als Schülerin an der 68er-Bewegung teil, die in der Hauptstadt Dakar besonders stark war, ging zum Studieren nach Deutschland und war lange Zeit Sprecherin der Sans Papiers in Frankreich.

Vor acht Jahren ging sie zurück nach Dakar und gründete REFDAF. «Autonomie ist eines der obersten Ziele und Prinzipien unserer Organisation. Ich beziehe meine Erfahrung aus dem Kampf der Illegalisierten in

Frankreich. Es gibt eine Menge Organisationen, die sagen: «Verlangt nicht zu viel, ihr werdet den Kampf um die öffentliche Meinung nicht gewinnen, und die Leute werden euren Forderungen kein Verständnis einräumen!» Dann müssen die Frauen die Stimme erheben und sagen: «Wir werden für uns selbst sprechen, dann werden uns die Leute sehr wohl verstehen!» Dieser Grundsatz gelte sowohl für den Kampf der illegalisierten Frauen in Frankreich als auch für den Kampf der Frauen im Senegal gegen Neokolonialismus und Patriarchat. Zu den Opfern der Festung Europa, die von Senegal starten, meint Cissé: «Diese Sache macht mir großen Kummer. Die Männer und Frauen, die weggehen, sind meist sehr jung – zwischen 20 und 25 Jahren, die jüngsten unter ihnen sind nicht älter als 12! Unlängst habe ich mit einer Frau gesprochen,

die in Senegal nahe der Küste wohnt. Sie erzählte, dass innerhalb kurzer Zeit 24 junge Leute aus ihrem Dorf beim Versuch der Überfahrt gestorben seien! Wenn man sich das Risiko vor Augen führt, das diese Leute eingehen, wenn sie in die kleinen Boote steigen, müsste man meinen, sie seien verrückt. Aber in Wirklichkeit sind diese jungen Leute keineswegs verrückt – im Gegenteil, sie haben sehr viel Hoffnung. Sie wollen leben, und dafür nehmen sie alles in Kauf. Warum? Weil alle anderen Türen nach Europa geschlossen wurden. Bis zum Jahr 2005 versuchten viele, über den Landweg zu kommen, über die spanischen Enklaven Ceuta und Melilla. Spanien und Marokko haben jedoch in einer gemeinsamen Aktion diese Grenze entgültig versperrt. Bleibt also nur noch das Meer. Die Leute werfen sich nicht einfach so in die Fluten.»

Bleibt nur die Hoffnung, dass diese Misere gestoppt werden kann, indem gemeinsam gegen das mörderische Grenzregime und für Bewegungsfreiheit gekämpft wird.

Angesichts der vielen beeindruckenden Statements auf der Konferenz wie auf der Demo wurde einmal mehr klar, wie viel die europäischen Gesellschaften über Migration lernen müssen. Oft fehlt es hierzulande am grundsätzlichen Verständnis über deren Ursachen und Mechanismen. Organisationen wie die «Vereinigung der Abgeschobenen aus Mali» oder die REFDAF haben neben der Aufgabe, die sie in den jeweiligen Ländern erfüllen, auch die wichtige Funktion, Informationen jenseits der Mainstream-Berichterstattung nach Europa zu bringen.

Tito Behr

Engagement als Verbrechen:

Big Brother keeps watching you

Rund zweieinhalb Monate nach der Enthaltung der zehn Tierrechts-AktivistInnen ist es medial still um den umstrittenen Paragraphen 278a geworden, obwohl die Hausdurchsuchungen, Einvernahmen und vermutlich auch die Überwachungsmaßnahmen weitergehen. Und der Prozess dafür, dass sich diese Menschen gesellschaftspolitisch engagieren, steht ihnen noch bevor. Denn Beweise für konkrete Straftaten sind weder vorhanden noch in einem Anti-Terror-Verfahren erforderlich.

Dem Soziologen Andrej Holm ist das deutsche Pendant zum § 278a – dort heißt der Überwachungsparagraph 129a – zum Verhängnis geworden. Holm wurde unmittelbar nach dem G8-Treffen in Heiligendamm für drei Wochen in Untersuchungshaft genommen, weil ihm die Polizei mit einem Brandanschlag auf Bundeswehr-Fahrzeuge in Verbindung brachte. Dass er vor einem Zusammensein mit Bekannten die Frage nach Ort, Zeit und Grund des Treffens telefonisch mit den Worten «wie immer» beantwortet hatte, erkannte der Deutsche Verfassungsschutz als konspiratives Treffen. Der Zugang des Wissenschafters zu Bibliotheken war Indiz für die Befähigung zum Verfassen von Bekennerschriften, und Vokabel aus seinen wissenschaftlichen Publikationen wie «Präkarisierung» und «Gentrifizierung» wurden als typischer Schreibstil identifiziert. Als sich der Soziologe bei einer Universität in Holland bewarb, orteten die Behörden Fluchtgefahr. Seine Lebensgefährtin Anne Roth, die sich selber als «Kollateralschaden des Terrorismusverfahrens»

bezeichnet, bloggte ihre Erfahrungen über die Zeit der Untersuchungshaft, der Angst vor einer neuerlichen Festnahme und über das Bewusstsein einer permanenten Überwachung. Sie bloggte, um an den Erlebnisse nicht zu zerbrechen und um zu informieren.

Andrej Holm, der zusammen mit Anne Roth auf Einladung der IG Kultur im Oktober bei einer Veranstaltung an der Uni Wien zum Thema «Sind wir nicht alle ein bisschen terroristisch?» sprach, ortet viele Parallelen zwischen seinem Fall und der umstrittenen Untersuchungshaft der zehn TierschützerInnen in Österreich. Bei Ermittlungen nach dem Terror-Paragraphen (§ 278a bzw. § 129a) ist bereits die Mitgliedschaft in einer Organisation strafbar, es gehe um keine konkrete Tat. Im Normalfall müssen Überwachungsmaßnahmen eingestellt werden, wenn sie zu keinen Ergebnissen führen. Bei ihm fand jedoch eine «Eskalation der Überwachung» statt, weil ihm nichts nachgewiesen werden konnte. In Berichten wurde die Ausweitung der Überwachung mit «Zauberformeln» wie «kann noch nicht abschließend bewertet werden» oder «kann nicht ausgeschlossen werden» begründet.

Tierrechts-Aktivist Christoph Mackinger, selbst einer der U-Häftlinge, erinnerte im Rahmen der Veranstaltung daran, dass die Verfolgung gesellschaftspolitisch engagierter

Menschen in Ländern wie Großbritannien bereits Tradition habe. Dort stünden derzeit etwa acht AktivistInnen vor Gericht, die eine Kampagne gegen ein Labor betrieben haben, in dem täglich 500 Tiere bei Experimenten verenden. «Conspiracy to blackmail» (Verschwörung zur Erpressung) nennt sich das Initiieren von Kampagnen dorthin. Er erinnerte sich an seine dreieinhalb Monate in der Untersuchungshaft, die begannen, als verummte Beamte ihn mit der Waffe bedrohten, seine Wohnung durchstöberten und ihn in Handschellen abführten. Er verbrachte 23 Stunden täglich auf zwölf Quadratmetern ohne Privatsphäre, sein Kontakt zur Außenwelt war auf zweimal 30 Minuten Besuchszeit wöchentlich sowie auf einen sich wochenlang verzögernden Postweg beschränkt. Dabei sah er sich als Weißer und österreichischer Staatsbürger, mit einer Solidaritätskampagne hinter sich, noch als privilegierter Häftling. Er selbst sei korrekt behandelt worden, habe aber körperliche und verbale Gewalt miterlebt.

Leben mit der Überwachung

Nach der überraschenden Entlassung musste Mackinger wieder einen Job finden und mit dem Bewusstsein leben, dass die Überwachung seiner Person wahrscheinlich weitergehe. Er geriet in das Visier der Fahnder, weil er Mitglied der Basisgruppe

Tierrechte ist, die sich momentan vor allem gegen den Pelzhandel engagiert. Für die Gruppierung ist der Umgang mit Tieren bezeichnend für die Ausbeutung von Individuen durch andere als gesamtgesellschaftliches Problem.

Anwesend bei der Veranstaltung war auch eine Vertreterin einer neu gebildeten Solidaritätsgruppe, die sich darum bemüht, AnwältInnen zu organisieren und die von der Polizei beschädigten Türen wieder instand zu setzen. Nun sieht die Gruppe dem gerichtlichen Verfahren entgegen. Sieben der zehn U-Häftlinge hatten gegen ihre Festnahme eine Grundrechtsbeschwerde eingereicht, die allerdings abgelehnt wurde. Dieser negative Bescheid bestätigt Betroffene und Solidarische in der Annahme, dass nur die Abschaffung oder radikale Reformierung des Paragraphen 278a in Zukunft verhindern kann, dass gesellschaftspolitisch engagierte Menschen unter Terrorverdacht geraten. Laut Bericht des Verfassungsschutzes haben sich übrigens die 24 Straftaten militanter TierschützerInnen aus dem Jahr 2006 (Sachbeschädigung, Drohungen) im Jahr 2007 halbiert. Das hält Innenministerin Maria Fekter natürlich nicht davon ab, weitere Verschärfungen der sogenannten «Anti-Terror-Gesetzgebung» zu fordern.

Text und Foto:
Florian Müller



Anne Roth (rechts) bloggte, als ihr Lebensgefährte Andrej Holm (links) in U-Haft kam, um nicht «verrückt zu werden»

I N F O

Solidaritätsgruppe:
<http://antirep2008.tk>
Basisgruppe Tierrechte:
www.Basisgruppe-Tierrechte.org
Festnahmen in Deutschland:
<http://einstellung.so36.net>
Blog von Anne Roth:
<http://annalist.noblogs.org>

«Ein Tratscherl»

N° 192



LOKAL-MATADORIN

Yvonne Rychly gibt in Wien XX die Concierge der Armen



Yvonne Rychly vertritt eine bedrohte Spezies: Sie gibt die Hausbesorgerin im Gemeindebau. Von Uwe Mauch (Text) und Mario Lang (Foto)

17er-Stiege: Einer, der schon seit Monaten keine Miete mehr bezahlt hat, will es sich nicht nehmen lassen, regelmäßig ins Stiegenhaus zu urinieren. Ein anderer hat seinen persönlichen Kot feinsäuberlich in der Aufzugkabine verschmiert.

18er-Stiege: Nach Einbruch der Dunkelheit feiern die türkischen Großfamilien den Ramadan, mit Oma, Opa, Tante, Onkel, den fünf Kindern, Musik und allem, was nach ihrer Auffassung dazugehört, was jedoch ihre Nachbarn wieder einmal die dünnen Wände hochgehen lässt, weil ihnen «das Getrampel» und «das Gedüdel» an die altersschwachen Nerven geht, weil sie ohne Tabletten keinen Schlaf mehr finden.

19er-Stiege: Um die Waschküche ist ein erbitterter Kampf entbrannt, ein Kultur-Kampf: In der einen Ecke die Altmietler, die auf angeblich erworbene Rechte pochen, in der anderen Ecke die Neumietler, Neuösterreicher, wie man sie abfällig nennt, die mit der ihnen zustehenden Waschzeit nicht ein und nicht aus wissen, weil Kinder bekanntlich nicht nur Freude bereiten, sondern auch Schmutz machen.

Der Wiener Gemeindebau. Schön-geredet von der SPÖ, schlecht gemacht von der FPÖ. Hier werden wohl auch die nächsten Wahlen entschieden. Yvonne Rychly wischt am Nachmittag durch die Stiegenhäuser. Hat es nicht notwendig, Horrorgeschichten zu erfinden. Hat es ebenso wenig notwendig, ihren Alltag zu beschönigen. Sie ist Hausbesorgerin im Herzen der Brigittenau. In der Pappenheimgasse 18–22. Sie kennt die Sorgen ihrer Pappenheimer – aus erster Hand.

Die gelernte Kürschnerin, die sich für den oft belächelten Beruf «und damit für meine beiden Söhne» entschieden hat, wohnt und arbeitet seit bald zwanzig Jahren im Pappenheim. Sie beschwert sich nicht. Sie wollte das so.

Yvonne Rychly hat einige Jahre gebraucht, um ihr Vertrauen zu gewinnen. Weil sie jung begann und auch nicht dem Klischee entsprach: «Ich war halt nicht die typische

Den gerne idealisierten Sozialreporter Max Winter brachten seine Streifzüge auch in die bettelarme Brigittenau, vormals Zwischenbrücken. Hundert Jahre später scheint hier wieder die Sozialreportage von Not. Doch die Armut ist heute subtiler.

17er-, 18er-, 19er-Stiege – ein explosives Gemisch, für das die Hausbesorgerin verantwortlich ist. 61 Wohnungen, 120 Menschen, davon zwei Drittel im Hilfe bedürftigen Alter. Daneben, darunter, darüber kinderreiche Familien mit migrantischem Hintergrund, dazu der eine oder andere Mieter mit einem dicken Akt auf dem Sozialamt. Wer es sich leisten kann, zieht weg. Wer bleibt, strahlt nicht gerade Glück aus. Will auch nicht mehr die permanente Stadt-Wien-Rhetorik hören. Von wegen günstige Mieten!

In der einen Hand den Stock, in der anderen Hand die dürre Einkaufstasche. So ziehen am Vormittag etliche Pensionisten am städtischen Pensionistenklub «Freude und Frohsinn» vorbei. Ihr wenig frohsinniger Weg führt sie zum Lidl und zum Hofer, den Merkur können sie sich schon lange nicht mehr leisten.

Yvonne Rychly hat einige Jahre gebraucht, um ihr Vertrauen zu gewinnen. Weil sie jung begann und auch nicht dem Klischee entsprach: «Ich war halt nicht die typische

Hausmeisterin, mit einer Kleider-schürze und 100 Kilo.»

In Jeans, vor allem aber mit ehrlicher Arbeit verschaffte sie sich den notwendigen Respekt. Heute melden sich die älteren Bewohner brav bei ihrer Frau Rychly ab, wenn sie für länger als zwei Wochen auf Urlaub oder zu Verwandten fahren. Damit die Feuerwehler nicht umsonst ihre Wohnungstüren aufbrechen muss.

Die Concierge der Armen sieht alles, hört alles, weiß viel. Sie gehört einer aussterbenden Spezies an. Denn es gab in diesem Land eine Koalition, die war am Ende mehr schwarz als blau, und die hinterließ uns unter anderem die Abschaffung des Hausbesorger-Gesetzes. Was dazu geführt hat, dass man heute in Wien nur mehr 2350 städtische Hausmeister zählt – halb so viel als noch im Jahr 2000.

Die Agenden der Pensionsreifen übernehmen so genannte Anlagenbetreuer von privaten Firmen. Diese kommen nur auf den ersten Blick billiger: Wer nur stundenweise da ist, nie dann, wenn es wo brennt oder eben nicht brennt (der Tausch einer Glühbirne wird dann mit 35 Euro verrechnet), hat gegen den ansässigen «Hausmasta» unterm Strich keinen Auftrag.

«Die soziale Schiene haben sie nicht bedacht.» Sagt eine, die es

wissen muss, die im Stiegenhaus oft angesprochen wird, die dabei auch ihre soziale Kompetenz unter Beweis stellt. Abwechselnd ist Yvonne Rychly Putzfrau, Aufklärerin, Dolmetsch, Mediatorin und Seelsorgerin. Und das rund um die Uhr. «Das Tratscherl ist ganz, ganz wichtig», weiß sie. «Da erfährt man, was die Leute wirklich bedrückt.» Und sie erfährt viel, oft mehr, als sie wissen möchte.

Früher waren Menschen in ihrer Position Herrscher, Blockwarte, die alle Kinder aus den Wiesen verschleuchten und jeden Monat persönlich den Zins inkassierten. Heute gibt es für so vieles den Computer – und den Einziehungsdauerauftrag der Banken. Rychly wird jetzt kurz emotional: «Und der achtjährige türkische Bub spuckt vor mir aus, und sagt, dass ich sein Putzfetzen bin.»

Die Ehrlichkeit währt dennoch am längsten. Öfters fragen Mieter, Ältere ebenso wie Jüngere, fast flehend, ob sie eh nicht aufhört. Für Yvonne Rychly die höchste Form der Anerkennung: «Wie für den Sänger der Applaus.»

«Lokalmatadore» nennt sich der Sammelband zur gleichnamigen Porträtserie – erhältlich bei Ihrem Augustin-Verkäufer sowie im Buchhandel.

Der letzte Weg von Haustieren

4 Feet Under

Bestattungen gibt es schon länger als Religionen. Die Beisetzung der körperlichen Hüllen diente der Hygiene und der Hintanhaltung von Seuchen. Erst mit dem Entstehen der Religionen wurde ein Geschäft daraus. Nicht nur beim Menschen, auch beim Tier. Und was nicht gefressen werden konnte, kam in die Erde oder ins Feuer. Hubert Malissa ist Gründer und Eigentümer der Tierbestattung Antares, die sich auf beides spezialisiert hat.

«Ich wehre mich dagegen, dass man ein totes Tier sozusagen nach Gebrauch einfach wegschmeißt. Die Entsorgung auf dem üblichen Weg ist nichts anderes als die Beseitigung von Abfall. Das hat sich weder das Lebewesen, mit dem ich so lange zusammen gewesen bin, noch habe ich mir das, als Tierhalter, verdient.» Auch wenn das Tier rechtlich noch immer eine Sache ist. «Die Beseitigung eines Tierkörpers nach dessen Tod ist rechtlich die Entsorgung von Risikomaterial», sagt Hubert Malissa und lässt seinen Blick über die Tiersärge und Urnen (von 50 Euro aufwärts) streifen. Daneben sind Onyxanhänger (mit Jugendstilmotiven) und Aschenkapseln (mit Fotogravuren) ausgestellt. Neuester Trend sind Diamanten, die aus den sterblichen Überresten zu Kohlenstoff gepresst und mit Fassung (veredelt) getragen werden können. «Wie bei einem gewachsenen Edelstein aus dem Bergwerk», sagt Herr Malissa bedächtig in der Stadlauer Straße 38 in Wien-Donaustadt, «von 2000 Euro aufwärts.»

I N F O
Antares Tierbestattung
Inhaber:
Hubert Malissa
Stadlauer Straße 38
1220 Wien
Info-Hotline: 0 664 230 62 84
(24 Stunden rund um die Uhr)
Internet: www.tierbestattungen.at

Willkommen in der Welt von 4 Feet Under – im Kosmos der Tierbestattung, die auf ein spezielles Publikum abzielt, «wobei die Majorität bei 70 Prozent weiblich ist». Die Zielgruppe, die seine Dienste in Anspruch nimmt, geht durch alle Bevölkerungs- und Altersschichten, ohne städtische oder ländliche Bevorzugung, auch ohne Präferenz von Reichtum und Armut. Den letzten Weg treten hier hauptsächlich Hund und Katze an, aber auch Chinchilla, Frettchen, Hamster oder Wellensittich. Selbst ein Lama und eine Schlange wurden bereits im eigenen Tierfriedhof beigesetzt. Wobei Bestattung in vier von fünf Fällen Einäscherung im Tierkrematorium bei 850 bis 950 Grad bedeutet. «Wenn Sie Ihr Herz an ein Tier hängen, spielt es keine Rolle, ob das Tier ein Hund oder eine Schlange ist, Sie lieben dieses Lebewesen.» Hubert Malissa ist 60 und könnte sich bereits im Vorruhestand befinden, nach 40 Arbeitsjahren im In- und Ausland, zuletzt als Marketingleiter für Asien und den Mittleren Osten, aber er hat eine Mission, die es zu erfüllen gilt.

Tierbesitzer sind meist erschüttert, wenn sie erfahren, welchen Weg der Körper ihres verstorbenen Haustiers nimmt, wenn sie keine Wünsche äußern. Prinzipiell ist in allen Bundesländern die Übergabe an die Tierkörperverwertung zwingend vorgeschrieben.

Tiertrauerstätte als Sozialprojekt

Hubert Malissa stammt aus dem burgenländischen Donnerskirchen. Nach dem Tod des Familienhundes, eines anatolischen Hirtenhundes, anfangs der neunziger Jahre stand er vor einem Problem. Er hätte seinen Kagal einfach im Garten begraben können. Heute ist das in Wien gänzlich verboten, in manchen Bundesländern nur bis maximal 40 Kilo Lebewgewicht erlaubt. Und so fragte er sich, «was wir mit unserem verstorbenen Hund machen sollten». Das Tier hatte mehr als 50 Kilo, keinesfalls wollte man es der Entsorgung überlassen. Wer weiß, wie



Hubert Malissa, Antares Tierbestattung: Es ist nicht die Vermenschlichung von Haustieren, sondern eher die Vereinsamung des Individuums, die sich in der liebevollen Zuwendung, fast schon Zuflucht, zu einem Tier manifestiert

wenig Respekt dem lebenden Fleisch (Tiertransporte) entgegengebracht wird, kann erahnen, wie erst mit dem toten Vieh umgegangen wird. Also machte er etwas später aus seinen diesbezüglichen Erfahrungen einen Beruf.

2003 wurde die Begräbnisstätte «Himmelgarten» in Mönichkirchen/NÖ mit Reihen- und frei stehenden Wahlgräbern als Tierfriedhof zugelassen, 2004 folgte die erforderliche Zertifizierung nach der EU-Verordnung 1774/2002. Seither können dort Tierhalter Abschied von ihren Lieblingen nehmen, ehe diese begraben oder eingäschert werden. Wer will, bekommt einen eigenen Schlüssel für den Friedhof (oder den Urnenhain) ausgehändigt. Viele kommen regelmäßig zum Grab, die meisten öfter als zu Allerseelen. Knapp 100 Gräber werden vom «Grünen Kreis», dem Verein zur Rehabilitation und Integration von Suchtkranken, gut in Schuss gehalten. Somit ist die Tiertrauerstätte auch gleichzeitig ein Sozialprojekt.

Auf fromme Rituale wird bewusst verzichtet

Im März 2005 schloss sich Hubert Malissa zum Tierbestatter-Verband Antares zusammen, eine Gruppe von

acht Betrieben. Dabei geht es um die Gestaltung eines würdevollen Abschieds vom geliebten Tier. Abholung, Aufbewahrung, Überführung zur letzten Ruhestätte oder Einäscherung und Rückführung der Asche erfolgt persönlich. Antares garantiert schriftlich für den pietätvollen Umgang mit jedem verstorbenen Tier. Man kann das verstorbene Tier persönlich vorbeibringen oder den Abhol-Service in Anspruch nehmen, bequem von daheim oder auch von einer Tierarztpraxis aus.

Der Unterschied zum menschlichen Begräbniskult liegt darin, dass jeglicher religiöse Kontext vermieden wird. Auf fromme Rituale wird bewusst verzichtet. Es gibt keine Einsegnung im kirchlichen Sinne. «Wir würden das auch nicht unterstützen. In der Geschäftsordnung steht der ausdrückliche Vermerk, dass religiöse Symbole weder angeboten werden noch erwünscht sind!» Gedenken ist auch reine Andacht, es geht auch ohne Gottesbezug.

80 Prozent der Bestattungen entfallen auf die Einäscherung. Oft auch nur sehr schlicht, um die lieblose Entsorgung in der Tierkörperverwertung zu vermeiden. «Eine saubere und ethisch vertretbare Bestattung», sagt Herr Malissa. «Es ist eine Ehrensache für die persönliche Seelenhygiene. Wir erleben sehr oft Tierbesitzer, die sagen: Ich bin heute noch damit belastet – zu einem Zeitpunkt, als ich noch nicht wusste, dass es Tierbestattungen gibt –, mein Tier beim Tierarzt gelassen zu haben. Erst später habe ich erfahren, was nachher damit passiert ist.»

Der Weg allen Fleisches, die Stationen der Entsorgung: Der langjährige Begleiter mit Kuschelfaktor und Haushaltsanschluss mutiert zum Kadaver, deponiert im Sammelcontainer. Keine schöne Vorstellung, dass Bello oder Minka auf dem Abfallhaufen landen. Der Abdecker mit Konfiskaten-Fahrzeug holt noch selber ab, von zuhause oder von der Tierarztpraxis. Kein schöner Anblick, sobald Bello oder Minka zu einem Haufen von Fell, Knochen, Fleisch und Aas verkommen sind. Obwohl



Der letzte Schrei: Aus den sterblichen Überresten einen Diamanten pressen und mit Fassung immer bei sich tragen (ab 2000 Euro aufwärts)

seit BSE-Zeiten nicht mehr zu Tierfutter oder Kosmetika verarbeitet, muss die Tierleiche zusammen mit Schlachtabfällen, Resten von verunfallten Tierkörpern, Föten etc. zu Tiermehlen und Tierfetten zerschreddert werden. Einige daraus gewonnene Produkte werden verkauft oder dem Kraftstoff Biodiesel «beigesetzt» (seltsame Doppelbedeutung des Wortes).

Endstation Mülltonne?

Die Regelungen sind von Bundesland zu Bundesland verschieden (9 Landesgesetze). In Wien ist es strikt untersagt, ein verstorbenes Tier im Erdreich beizusetzen. Der «normale» Weg nach dem Ableben führt nach Wien-Simmering in die Sammelstelle, danach geht es in die Tierkörperverwertung ins burgenländische Unterfrauenhaid, wo alle Vierbeiner zerkleinert werden, um aufgrund des Seuchenverhinderungsgesetzes restlos verbrannt zu werden. Die professionelle Tierbestattung sorgt dafür, dass der Tierkörper vor der Erdbestattung oder der Einäscherung unversehrt bleibt. Pietät heißt das

Zauberwort im wachsenden Markt der Tierliebhaberei. Inzwischen gibt es ein komplettes Umfeld in diesem Segment. Und die Dienstleistung, die Hubert Malissa anbietet, umfasst 24 Stunden am Tag Bereitschaft, an 365 Tagen im Jahr. «Wir sind da, wenn Freunde gehen» ist zugleich Versprechen an die Hinterbliebenen wie auch Betriebsmotto. Etwa 2000 Tierkunden hat er bis dato seinen letzten Service angedeihen lassen. Selbst einen letzten Pfoten- oder Krallenabdruck kann man anfertigen lassen. Und sogar ein Pferd hat er schon eingeschert «zu zwei vollen Deckelbodenvasen mit Asche», erklärt Hubert Malissa im Augustin-Gespräch.

Das Bewusstsein hat sich gewandelt. Auch Tierärzte und Tierkliniken informieren inzwischen über den Service des letzten Weges für Vierbeiner. Im Sinne eines umfassenden Angebots wird gerne darüber aufgeklärt, dass es auch Tierbestattungen gibt – und das war nicht immer so.

Endstation Mülltonne: Es ist eine hygienische Unsitte, besonders in der Stadt, dass nicht nur tote, sogar kranke, Tiere, immer noch in

der Mülltonne entsorgt werden. «In Wien gibt es etwa 180.000 Haustiere, hauptsächlich Hunde und Katzen, 10 Prozent davon sterben jedes Jahr. Die Tierkörperbeseitigung übernimmt 8 bis 10.000 Tiere, die Tierbestattung versorgt rund 2000 Tierkörper, woraus folgt, dass bis zu 4000 Tiere jährlich nicht auf legalen Weg ihren letzten Weg antreten», sagt Hubert Malissa diplomatisch, ohne seine Entrüstung über diese verantwortungslose Handlungsweise zu zeigen. Insgesamt gibt es etwa 250.000 bis 300.000 Haustiere in Wien, wobei das Spektrum von Wellensittich bis Kanarienvogel, von Ratte bis Maus, von Schlange bis Spinne reicht. «Etwa 40 Prozent sind Stammkunden», wendet sich Hubert Malissa Erfreulicherem zu. Denn es gibt serielle Tierhalterschaft. Tierbesitzer hören nach dem Ableben ihres ersten Haustieres meist nicht mit ihrer Vorliebe auf. «So sehen wir viele Tierbesitzer leider alle paar Jahre wieder. Besonders bei Katzen leben ja fast immer mehrere Tiere in einem Haushalt.»

Das finale Adieu (ad deum = zu Gott) findet in einem speziellen

Abschiedsraum statt, wobei eine Stunde Musik mit Ruhe und in Würde offeriert wird. Besonders für Kinder ist dieses letzte Abschiednehmen prägend, weil es oftmals die erste Konfrontation mit der Vergänglichkeit alles Lebendigen ist. Im Abschiedsraum streicheln Kinder das letzte Mal ihren flauschigen Liebling, haben oft kleine handgeschriebene Brieflein dabei für den letzten Weg. Dann übernimmt die Tierbestattung die Regie, per Monitor und Datenleitung kann sogar die Einäscherung im Tierkrematorium verfolgt werden. Die Rührung übermannt Hubert Malissa eher selten. Nur wenn er in eine Wohnung kommt und die Verzweiflung zum Greifen ist. Eine alte Dame will ihren letzten Gefährten nicht mehr hergeben: «Den Hund hab ich bekommen, als mein Mann noch gelebt hat, jetzt ist auch der Hund tot, nun habe ich nichts mehr ... ich weiß nicht, wozu ich überhaupt noch lebe!» – Dann drückt es uns schon auch ein bisschen», sagt Herr Malissa und senkt andächtig seine Hände.

Text & Fotos: Karl Weidinger

Walter Fröhlich plant Comic-Magazin im Drahdwaberl-Style

Supersheriff als Meidlinger Polizeipräsident

Ein neues Comic-Magazin wird ab 12. Dezember in den Trafiken und Comic-Läden erhältlich sein. Der Augustin, neugierig auf Federhalter und Stiffführer, durfte vorab einen Blick darauf werfen. Er traf Walter Fröhlich und Andi Paar beim Endspurt an. Ersterer, der Zeichner, erzählte, wie die Idee des Krimi-Comics «CSEI Meidling», in dem Drahdwaberl-Boss Stefan «Supersheriff» Weber den Polizeipräsidenten verkörpert, gewachsen ist.

gibt's in Österreich eine große Comic-Szene und entsprechend viele ZeichnerInnen. Sie sind alle irgendwie «Eigenbrötler».

«Weißt, es ist ja wirklich sehr viel Arbeit, ein Comic zu machen. Man sitzt täglich davor, und erst nach einem Monat ist ein Heft fertig. Dann sucht man einen Verlag, den findet man in Deutschland, in Österreich gibt's leider keinen Comic-Verlag mehr. Bereits bekannte Zeichner werden vorgezogen, die Verleger lassen sich auf das Risiko mit einem noch Unbekannten nicht ein.»

Obwohl Walter seine amerikanischen Vorbilder wie Neil Adams oder Will Eisner hat, entwickelt er doch seinen eigenen Stil. Und er achtet darauf, dass der Zeichenstil mit der Geschichte harmonisiert: Liebe Geschichten werden nett gezeichnet, wilde Geschichten roh.

Machen Comic-Zeichner Kunst?

Bei OKTO-TV gestaltet der Zeichner die Comic-Sendung «KA-PUFF». Im Schneiderraum des freien TV-Kanals traf er auf «General» Harald Huto, der für die Sendung «MULATSCHAG» verantwortlich zeichnet und gerade an einem Spielfilm «CSEI MEIDLING – Saving The Planet» bastelt. Beim gemeinsamen Plaudern entstand die Idee zum Comic-Magazin. Neben der «CSEI-Meidling»-Hauptgeschichte, mit Stefan Weber als Polizeipräsident!



Walter Fröhlich

enthält das Heft und eine stets variierende weitere Geschichte – z. B. mit Kurt Ostbahn, von Ronald Putzker gezeichnet – und es gibt noch einen redaktionellen Teil über die hiesige Musik- und Comicszene. Die Startauflage beträgt 12.000 Exemplare. Am Tag der Film Premiere von «CSEI MEIDLING – Saving The Planet» am 12. 12. in der Arena wird auch Fröhlich's Magazin präsentiert.

Da Walter das Magazin aus eigener Tasche finanziert, war er noch eifrig auf der Suche nach Werbung im Heft, als der Augustin ihn besuchte. Und das sei weitaus anstrengender als die Zeichenarbeit. Alle drei Monate soll eine neue Folge erscheinen, an der zweiten wird schon gebastelt.

Auf die Frage, ob er sich als Künstler oder Handwerker sehe, ringt Walter verschmitzt grinsend die Hände: «Wenn ich jetzt sag, ich versteh' mich eher als Handwerker, dann tögelt

mich die ganze Künstlerszene! Nein, ich bin schon Künstler, auch als solcher angemeldet – aber ich will es so ausdrücken: Kunst ist ein schweres Handwerk!»

Der Fröhlich(e) quillt über vor Plänen und Ideen: Neben dem CSEI Meidling-Magazin hat er eine weitere Liebhabelei. Sein Baby» ist das «Kriminal-Journal», das er gemeinsam mit Robert Maresch produziert, «damit's hier halt auch etwas gibt». 1000 Stück Auflage zum Einzelpreis von 3 Euro gibt's mindestens zweimal jährlich. Zeichner aus Wien erzählen Geschichten aus Wien. Auch ein Kriminal-Journal-Film geistert in seinem Kopf herum.

Zwischendurch muss er halt immer wieder «was arbeiten», denn noch ist Geld zum Überleben unverzichtbar. Regelmäßige Aufträge wie eine Kolumne für eine Technikzeitung und seine Lehrtätigkeit am Wiener WIFI und an der Werbe-Design-Akademie in Salzburg zu «Illustration und Storyboard» halten ihn über Wasser. Denn die Gesellschaft, in der wir leben, sieht nicht vor, dass die Tätigkeiten, die uns Spaß machen, ausreichen, um unsere Existenzen zu sichern.

Hat Walter Fröhlich Hobbys jenseits des Zeichnens? «Na ja, i hob a klane Tochter!» Sie ist dreieinhalb und nimmt Papas spärliche Freizeit in Anspruch. Heute schaut er sich mit der Kleinen den «Bussi-Bär» an.

Renate «Funky» Danninger

Der 41-jährige gebürtige Burgenländer, der sich ein frisches Bubengesicht bewahrt hat, zeichnet schon seit seiner Kindheit Comics und erzählt fantasievolle Geschichten damit. Vor elf Jahren begann er, als selbständiger Grafiker Geld zu verdienen, hauptsächlich mit Illustrationen. Die ersten Jahre waren steinig, mittlerweile kann er vom Zeichnen leben. Immer wieder arbeitet er für Illustrierte wie «Stern» und «Playboy» und macht auch Zeichentrickfilme.

Comic ist eine Nebenschiene, mit der er kaum etwas verdient, verglichen mit dem Arbeitsaufwand. Das ist im deutschsprachigen Raum die allgemeine Situation in diesem Genre. Eine einzige Zeichnung für die Werbung bringt zehnmal mehr ein als ein ganzes Comicheft. Trotzdem

GEHT'S MICH WAS AN?

Forderungskatalog zu Integration und Anti-Diskriminierung



Bislang sind die Koalitionsverhandlungen erstaunlich still, was die Themen Integration und Anti-Diskriminierungs-Politik betrifft. ZARA hat gemeinsam mit dem Ludwig Boltzmann Institut für Menschenrechte und dem Klagsverband zur Durchsetzung der Rechte von Diskriminierungsopfern einen Forderungskatalog zur Umsetzung einer nachhaltigen Anti-Diskriminierungs- und Integrationspolitik erarbeitet.

Integration ist ein vielschichtiges Thema und weist Berührungspunkte mit sämtlichen Lebensbereichen auf, weshalb es nicht einem einzelnen Ressort zugeordnet werden sollte.

Daher fordern wir:

- Einrichtung eines eigenen Staatssekretariats für Integrationsfragen im Bundeskanzleramt.
- Erarbeitung und Umsetzung eines nationalen Aktionsplans gegen Rassismus.
- Implementierung einer nachhaltigen Integrations- und Anti-Rassismuspolitik.
- Verankerung von Anti-Diskriminierung als politischer Querschnittsmaterie mit einem Fokus auf die Bildungs- und Arbeitsmarktpolitik.
- Institutionalisierung des Dialogs zwischen staatlichen Stellen, Sozialpartnerschaft und Zivilgesellschaft zur Bekämpfung von Rassismus.

- Statistiken und Studien, die die Umsetzung von Anti-Diskriminierungs-Politik überprüf- und sichtbar machen.

In den Bereichen Anti-Diskriminierung und Anti-Rassismus fordern wir:

- Ratifizierung des Protokolls Nr. 12 zur Europäischen Menschenrechtskonvention.
- Vereinheitlichung und Vereinfachung des Gleichbehandlungsgesetzes.
- Ausbau der Kompetenzen der Gleichbehandlungskommission.
- Ausreichende personelle Ausstattung und Bewerbung der Antidiskriminierungsstellen der Länder.
- Ausweitung des Schutzes vor

Verhetzung.

- Einführung eines Menschenrechtsverfahrens für Opfer von rassistischen Polizeiiübergriffen.

Es ist problematisch, dass diese Themen nach dem Wahlerfolg der rechtspopulistischen Parteien von SPÖ und ÖVP immer noch nicht ernst genug genommen werden. Vor allem aber ist es geradezu fahrlässig, dass damit in Kauf genommen wird, dass Teile der Bevölkerung weiterhin diskriminiert werden.

Sonja Fercher

Den ausführlichen Forderungskatalog finden Sie unter: www.zara.or.at



Wiens Fußballplätze (3): Freizeitpark Schmelz

Im Reich der Waschbetonplatten

Wie hieß der erste Trainingsplatz von Rapid Wien? Nein, das war nicht die Pfarrwiese, sondern die Schmelz. Das einstige k. u. k. Exerziergelände ist heute ein Freizeitpark mit breitem Angebot.

Schon am frühen Morgen sieht man ältere Damen und Herren, ausgerüstet mit einer Sporttasche, den Freizeitpark Schmelz in Rudolfsheim-Fünfhaus aufsuchen. Sie gehen zur Gymnastik oder zum Tischtennis, beides findet in den Kellerräumen des Hauptgebäudes statt. Genauso gut könnten sie den Sport in modernen und hellen Fitnesscentern ausüben, aber was ein echter Genosse ist, der bleibt seiner ASKÖ-Sportanlage treu.

Die beiden Fußballplätze im Freien sind fest in der Hand von Vereinen mit Migrationshintergrund, als das sind Fenerbahçe Wien, FC Panda oder Ravne Brčko. Hier auf der Schmelz, zur Zeit Kaiser Franz



Wenn die Jugendlichen am Samstagvormittag spielen, ist die Trikotpflicht aufgehoben

KICK-TIPP

2. Klasse B: FC Dynamo Meidling – New African Football Academy; Sportplatz Erlaa, Sonntag, 23. November 2008, 14 Uhr: Im dritten Jahr der Drittklassigkeit landete Dynamo Meidling in der Vorsaison auf Platz fünf. Das reichte wegen Vereinsauflösungen und -fusionen zwar für den Aufstieg in die 2. Klasse, doch um sich dort zu etablieren, brauchen die Meidlinger mehr Dynamik als bisher. Siegtoslos und mit mageren drei Pünktchen liegen sie am Tabellenende. Viel spricht also nicht für einen Punktezuwachs, wenn in der letzten Runde der Herbstsaison die als Titelkandidat gehandelte NAFA zu Gast ist. Die für ihre flüssigen Kombinationen bekannten afrikanischen Fußballakademiker sind noch dazu das stärkste Auswärtsteam der Liga. Aber, ausgerechnet gegen die vermeintlichen Underdogs ließ die NAFA unerwartet viele Punkte liegen. Womit doch etwas für einen Punktegewinn der Meidlinger spricht.

Sportplatz Erlaa
Meischlgasse 26
1232 Wien
Tel.: (01) 667 75 95
www.dynamo-meidling.at

Öffis: U 6 Erlaaer Straße

1. Klasse A: SV RS Wolfersberg – SVS Antonshof Kledering; Sportplatz Kinkplatz, Samstag, 22. November 2008, 14 Uhr: In der noch jungen Geschichte von Wolfersberg sticht ein Ereignis besonders hervor: 2001 wollten gleich zwei Vereine den «Rasenspieler» den Titel mit Kanter siegen in der letzten Runde abspenstig machen. Beide gewannen ihre Partien auch – ein bissl zu hoch halt: 48:0 bzw. 34:0. Da überauserte sogar ein «Cornerfahndl», dass da was faul war. Der Verband schritt ein und Wolfersberg stieg in die Oberliga auf. Heuer wurde für die Mission Aufstieg sicherheitshalber der Ex-Vienna und Ex-WSK-Kicker Orhan Kayhan als personifizierte Torfabrik engagiert: 27 Treffer in elf Partien hat er für den Tabellenführer vor dessen letzter Herbstpartie gegen Antonshof erzielt. Die Klederinger werden sich also nicht nur wegen des späten Novemberters warm anziehen müssen ...

Sportplatz Kinkplatz
Kinkplatz
1140 Wien
Tel.: (01) 914 01 68
www.wolfersberg.at

Öffis: U 3 Johnstraße, 49, 52

Oberliga A: FCA11-Rapid Oberlaa – Vienna Türkücü SKV; Rapid Oberlaa, Samstag, 29. November 2008, 14 Uhr: In der schon langen Geschichte der Rapid aus Oberlaa – sie reicht bis 1911 zurück und ist durch zahlreiche Fusionen geprägt – spielte man einst auch erstklassig. Etwa in der Saison 1944/45, als die «Gauliga 17» die höchste Spielklasse der «Ostmark» darstellte. Der Meisterschaftsbetrieb wurde kriegsbedingt abgebrochen und nicht gewertet. Nach neun Runden war die Rapid aus Hütteldorf Erster, jene aus Oberlaa Letzter. Die heutigen Rapidler aus der Thermen- und Tortenhochburg sind gleichzeitig auch Austrianer, nachdem der Verein 2003 mit «Austria 11» fusionierte. Und gemeinsam kämpft man nun gegen den Abstieg, denn bei der Nachtragspartie gegen Türkücü empfängt der Vorletzte das Schlusslicht. Ein echtes Kellerderby also, das Spannung pur verspricht.

Sportplatz Rapid Oberlaa
Franzosenweg 34
1100 Wien
Tel.: (01) 689 46 471
www.a11-roberlaa.at

Öffis: 17 A, 67

cw

COACHING ZONE



Wesentlich

Das Fußballteam Schwarz-Weiß Augustin ist – wie an dieser Stelle schon öfters angemerkt – einmal ein zauberhaftes, einmal ein wundersames Wesen.

Aber gehen wir kurz rein in die Umkleidekabine der Augustiner, unmittelbar nach dem Retourspiel gegen die Hoteliers vom Wiener Intercontinental. Diese hatten ja angekündigt, dass sich der Augustin «warm anziehen» möge, für die geplante Revanche auf dem Slovan Ground.

Zauberhaft, wie sich die Unsrigen nicht warm angezogen (bei frühsummerlichen Abend-Temperaturen Anfang November nicht notwendig) und die sportlich wie personell aufgemöbelte Crew der noblen Herberge dennoch mit einer Niederlage heimgeschick hatten.

Wundersam, wie sich die Unsrigen über das erfreuliche 5:3 nicht freuen wollten. Statt des obligatorischen, politisch nicht korrekten Zicke-zacke-zicke-zackes gaben sie lieber (Hinterteil Richtung Kollegen, Blick in ihre Sporttasche) folgendes Gemurmel von sich:

Rudi: «Mi kennts' vergessen!»

Thomas: «Mi leckts' am Oasch!»

Hömal: «Da Traina is' imma so streng mit mia!»

Strawi: «I man i tram, mir kummt vua, mia hobm valuan!»

Auch Deftiges kann im Kontext gesehen werden:

Der Rudi, unser Spielmacher, hat sich darüber gefügt, dass er im Finish von draußen mitansehen musste, wie seine Kollegen die Hoteliers an die Wand spielten, und dass ausgerechnet der Gerhard, dem er großzügig den Vortritt ließ, mit einem Schuss ins Kreuz den Punkt aufs i zauberte.

Der Thomas, unser Goalkeeper, hat sich darauf auch Luft machen müssen. Weil «Singen», wie er das Raunzen seiner Kollegen nennt, darf eigentlich – nur er.

Der Hömal, unser ältester Fußball-Spund, hat es wiederum nicht gern, wenn er zum Laufen aufgefordert wird, noch dazu, wo er sich doch eh schon mit einer schmerzhaften Bandscheibe für den Augustin aufopfert.

Und der Strawi, unser Kapitän, wollte nach Art des Hauses noch ein bissel Öl ins Feuer gießen.

Coming soon: Die Heimspiele gegen den FC Schamott und die Ballesterer.

Uwe Mauch

Josephs noch militärisches Exerziergelände und erster Trainingsplatz von Rapid Wien (Name bis 1899: Erster Wiener Arbeiter Fußball-Club), wurde Ende der 1960er Jahre die Jugoliga ins Leben gerufen – just so von ihren Protagonisten bezeichnet. Südländisches Flair prägt dieses von einer Kleingartenkolonie umgebene Areal, nicht zuletzt daran zu erkennen, dass nach einem Kick öfters der Grilller angeworfen wird.

So weit, so sympathisch. Vor einiger Zeit war die Schmelz noch Trainingsplatz unseres Fußballklubs, des Schwarz-Weiß Augustin. Die Kicker wissen nur das Beste zu berichten. Hat es mal an Bällen oder Sportbekleidung gefehlt, die netten Platzbetreuer haben immer sofort geholfen.

Das Hauptgebäude ist ein Reich der Waschbetonplatten, ein typischer Bau aus den späten 1970er Jahren. Bis heute ist alles weitgehend beim Alten geblieben, als stünde der Bau unter Denkmalschutz. Ockerfarbene Fliesen auf dem Boden, und auf den Toiletten ein scharfer Geruch nach Desinfektionsmitteln.

Vor einigen Jahren dachten wohl die Sportplatz-Verantwortlichen, Anschluss an die Moderne finden zu müssen. Und bereicherten das Freizeitgelände um Beachvolleyball-Plätze und eine Rollerbahn, Speedodrome genannt; der Name klingt gut, bei Licht betrachtet handelt es sich dabei aber um nichts anderes als eine asphaltierte Fläche.

Hier das alte Gebäude mit dem Flair der 70er und 80er Jahre, dort die dem Zeitgeist verpflichteten neuen Anlagen. Hier der alte Kunstrasen, der gerade auf dem Nebenplatz dringend erneuert gehört, dort der weiße Sand bei den Beachvolleyballern. Jetzt passt nichts mehr zusammen – oder gerade doch. Diese Anlage versprüht den Charme des Unperfekten. In gewisser Weise ist sie damit ein Spiegelbild ihrer Mutterpartei, der SPÖ. Die Partei meint es neuerdings auch allen recht machen zu müssen – und verliert darüber jegliches Profil. Aber das ist ein anderes Kapitel ...

Text und Fotos:
Wenzel Müller



Waschbetonplatten sind die Wahrzeichen der Sportanlage – hier in der Ausführung Wandfliese



Mit dem Beachvolleyballplatz wurde das Profil des Freizeitparks in den Sand gesetzt



Stilvoll genießen im Schanigarten des vom ehemaligen Kicker Dobrica Avramović geführten Sportrestaurants Toska

MEHMET EMIRS BRIEF AN DIE MAMA

Seiltänzer zwischen Okzident und Orient

Hallo Mama!

Wie geht es dir? Ich versuche dir einen Tag von mir in Wien zu beschreiben. Ich weiß, du warst nie hier! Es ist ein anstrengender Tag. Um halb acht in der Früh stehe ich auf. Schnell trinke ich einen Kaffee, und es geht los. Zum Bahnhof fahren. Ja den Zug nicht verpassen, sonst bin ich zu spät in der Arbeit. In der Früh ist die arbeitende Bevölkerung sehr still. Schnell bevor man in den Zug oder in die U-Bahn steigt, holt man sich diese Gratiszeitungen aus den Boxen. Die Menschen möchten den Anschluss an den technologischen Fortschritt nicht verlieren. So groß ist die Arbeitsmoral. Wer zu spät zur Arbeit erscheint, hat ich in dieser schwierigen Epoche der Arbeitswelt mit Konsequenzen zu rechnen. Aber trotz alledem möchte man sich mit den ArbeitskollegenInnen über Geschehnisse auf diesem Kontinent unterhalten. Schließlich haben die Menschen keine Zeit mehr, sich mit den Nachbarn zu unterhalten, geschweige denn zu einem kurzen Besuch, wenn er nicht zehn Tage zuvor schon terminiert wurde. Die sehr gebündelten, kurzen Sätze der Zeitungen reichen mir, um am

Tratschl als informierte Person teilhaben zu können. Es wird ja einem immer wieder vorgekauelt: Wissen, Weiterbildung, Fortbildungen, rastloses Lernen, interkulturelles Lernen, «je mehr Sprachen desto mehr Chancen im Berufsleben, desto mehr Überblick über das eigene Leben».

Die Nachbarschaft aber hat für «a klans Tratschl» keine Zeit mehr. Das Sozialleben beschränkt sich auf gute Freunde oder Freundinnen. Um diese guten FreundInnen treffen zu können, muss man sich Wochen vorher Termine ausmachen. Das klappt auch nicht immer. In der Nacht treffe ich meinen langjährigen Freund im «Future Garden» in einer Seitengasse der Mariahilfer Straße. Er ist traurig und verärgert über vieles in diesem Land. Wir unterhalten uns über das Abschneiden der Rechtsparteien in Österreich. Ist es das Land, in dem die schönen Künste ihre Aufgabe bezüglich einer kritischen Auseinandersetzung mit der politischen Realität wahrnehmen?

Nach diesen vielen Jahren in diesem Wien, in dem mein Freund und ich leben, fühlen wir uns nach solchen Ereignissen wie zwei Seiltänzer auf einem Seil, das

zwischen Orient und Okzident gespannt wurde. Weder können wir uns nach Europa vorwärts bewegen, noch trauen wir uns umzudrehen und zurückzugehen. Wir sind erstarrt, an der gleichen Stelle bleibend, erschreckt vor- und zurückblickend. So hüpfen wir an der gleichen Stelle mit der Angst, das Gleichgewicht nicht zu verlieren und nicht in die Tiefe zu fallen. Eine depressive Stimmung haben wir, passend zur monotonen Musik, die nebenbei so gespielt wird. Die hat nur noch die Aufgabe, der Monotonie der Nacht ihre Dienste zu erweisen. Der Musik hört man nicht zu, sondern die dient als ein Teppich, ausgebreitet auf dem Betonboden dieser Wirklichkeit. Auf dem mein Freund und ich trotzdem diesen Betonboden spüren. Die Musik ist laut, aber trotz der Lautstärke versuchen wir über unser Befinden in dieser Stadt zu sprechen. Er als Asylant, ich als Gastarbeiterkind: So sind wir in dieser Stadt gelandet. Jeder von uns hatte andere Voraussetzungen, als wir hier ankamen. Nach diesem Abend hatten wir beide das Gefühl, in dieser Stadt noch nicht angekommen zu sein. Mit einem Gefühl der Ohnmacht verlassen wir das Lokal.



FOTOS: MEHMET EMIR

Sohn

Der nächste Tag verläuft wie der vorige ...

Am nächsten Tag in der Arbeit. Ein osteuropäischer Augustinverkäufer nimmt einen Zwanziger aus der Geldtasche, reicht ihn mir. Aber währenddessen hält er seinen Arm. Er hat Schmerzen. Man sieht das an seinem Gesicht. Während er mir den Zwanziger reicht, will er nur um 15 Euro Zeitungen kaufen. Mit den restlichen 5 Euro möchte er sich etwas zum Essen kaufen. Dann sagt er mir, er war Blut spenden, und dafür hat er einen Zwanziger bekommen. Das ist auch meine Stadt Wien! Manchmal bekommt man als Manager Geld für die Misswirtschaft, die man verursacht hat, aber auf der Seite der anderen wird alles abgedreht. Plötzlich hat der Staat sehr viel Geld für die Banken, aber manche Leute müssen ihr Blut verkaufen, damit sie überleben können.

Viele Grüße an meinen Vater!
Bis bald, dein Sohn Memo



CHRISTAS SPARKÜCHE

Wieder mal Weihnachten ...

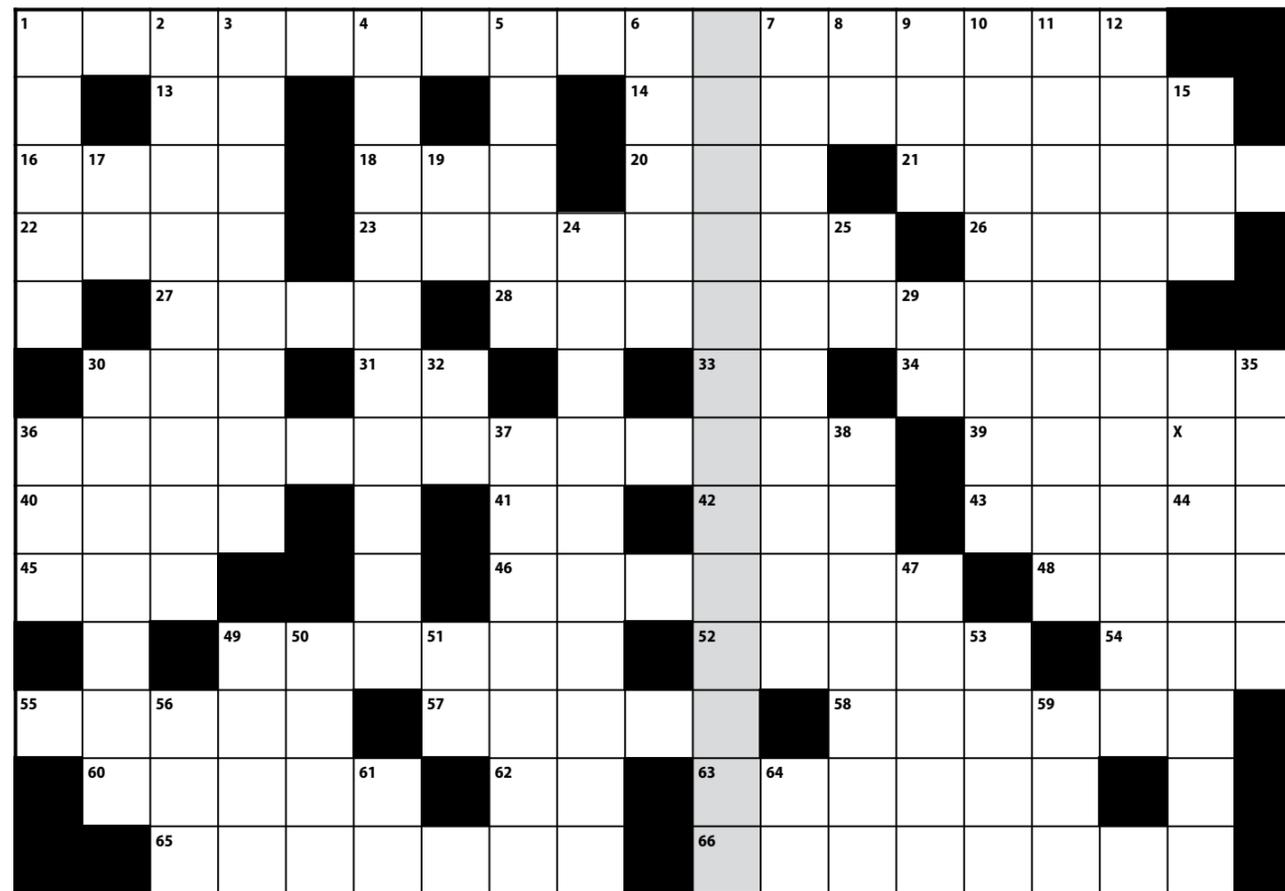
Lieblingsrezepte rauszurücken ist immer wieder schwierig. Andererseits gibt es einige, die eins einfach weitergeben muss, so einfach in der Zubereitung und wohlschmeckend sind sie. Zum Beispiel ein Import aus Berlin: Heikes **Walnusskekse**. Aus 30 dag Mehl, 1 TL Backpulver, 15 dag Staubzucker, 18 dag Butter und 13 dag geriebenen Walnüssen (sowie, wenn Sie meinen privaten Tipp beherzigen wollen, einem Ei) rasch einen Mürbteig kneten und einige Stunden oder über Nacht kühl rasten lassen. Dann kleine Kugeln formen und diese mit einer Gabel platt drücken. Bei mittlerer Hitze hellgelb backen. Nicht zu verachten sind aber auch Silvias **Mohntaler**. 15 dag Mehl, 6 dag

Staubzucker, 2 dag geriebenen Mohn, 2 dag Milch und 6 dag Butter verkneten und bei Zimmertemperatur rasten lassen. Taler austechen, hellgelb backen und nach dem Auskühlen jeweils zwei mit Marmelade zusammenkleben. Als ideale Resteverwertung empfehlen sich **Früchtestanitzler** (weil ich die Fülle meinen Übrigbleibseln anpasse): Für den Teig 25 dag Mehl, 20 dag Butter, 12 dag Zucker, 1 Dotter und 2-3 Esslöffel (EL) Rum verkneten, einpacken und mindestens eine Stunde in den Kühlschrank damit. Inzwischen eine Fülle aus offiziell 25 dag gehackten Trockenfrüchten, je 1 EL Zitronat, Arancini und kandierten Kirschen, 5 dag geriebenen Haselnüssen, 1 Kaffeeelöffel Zimt, 5 dag

zerkleinertem Rohmarzipan und 2-3 EL Marmelade vermengen. Den Teig ausrollen, Scheiben mit 6 cm Durchmesser austechen, 1 Kaffeeelöffel Fülle auf jeden geben, zu einem Stanitzler rollen, eventuell mit Dotter oder Eiklar bestreichen und bei Mittelhitze goldgelb backen. Nicht alltäglich sind folgende **Kürbisstangerl**, die eigentlich Kipferl werden sollten. Aber jeden Versuch einer Biegung hat mir der Teig übel genommen, also wurden es köstliche Stangerl, macht auch nix. Vielleicht sind Sie erfolgreicher. Jedenfalls bereiten Sie aus 25 dag Mehl, 20 dag geriebenen Kürbiskernen, 10 dag Staubzucker, 20 dag Butter, 2 Dottern, 1 cl Kürbiskernöl und

8 g Vanillezucker (also ½ Packerl) einen Mürbteig und lassen ihn einige Stunden kühl rasten. Kleine Stücke schneiden, zu Stangerl rollen, krümmen oder auch nicht und bei 180 Grad ca. 12 Minuten backen und nach dem Auskühlen die Enden in dunkle Kuvertüre tunken. Wenn wir schon bei außergewöhnlichen Geschmacksrichtungen sind: Das Rezept für Lavendelkekse habe ich Ihnen bereits im Vorjahr aufgedrängt. Und was Sie mit eventuell übrig gebliebenem Eiklar anfangen können, dem Übel jeder größeren Backsession, verrate ich Ihnen im nächsten Monat.
Christa Neubauer

Gut gelungen



WAAGRECHT: 1. Hauptdarsteller im Freitag-Abend-Programm 13. nicht ganz nicht 14. bestimmtes Vorhaben für unterwegs 18. sportives Zeichen - zeigt den Sieg an 20. Tonic wird damit alkoholisiert 21. er ist eine Wohltat für die Seele 22. kleinster Abschnitt eines Bibeltextes 23. verdammenswert ist diese Meinung, Ketzerei sozusagen 26. Fluss in Schottland fließt in gleichnamiges Loch 27. der Ulrich befindet sich kurz im Genetiv 28. Mast hält das Zelt 30. der Bezirksschulinspektor ist kurz da 31. bei uns nicht übliche, väterliche Anrede 33. und, lat. 34. anfänglicher Neoliberalismus 36. dieser Zustand (des leblosen Körpers) tritt nach einiger Zeit ein 39. neureicher Blender, abg. 40. das Beinkleid ist verkehrt herum 41. vor die Lösung gestellt wirds eine Befreiung, von Schmerzen unter anderem 42. häufiger name for an uncle 43. sehr schönes Bad in Wien 45. Beginn jeder Sanierung 46. sofort denkt man an Spielkarten 48. im Feigeneis 49. Anglizismus für Feste, wo Szene-Menschen dabei sein müssen 52. lateinisch: eines von beiden 54. Ende jeder Prozedur 55. behütet die Fischer, daher grüßen die Angler mit ihm 57. tritt man die letzte an, liegt man im Sterben 58. ganz ein edles Pferd 60. tuns die Zweifel ist es wirklich quälend 62. Teekanne, abg. 63. folgt es dem et, meint es und so weiter 65. in Kanda liegt eine große Stadt 66. brennt gut, da hoffentlich harzig

SENKRECHT: 1. kratzt man sie, ist man gleich weg 2. Magma dringt in die Erdkruste ein 3. unangenehm und unerfreulich - sich in dieser Lage befindend 4. folgt dem Hauptgericht 5. Jennifer gebar kürzlich Zwillinge - in Hollywood? 6. Pfeifen in der Kirche begleiten die Gesänge 7. Jungen und Mädchen gehen dem Pfarrer zur Hand 8. nur die halbe Isar 9. mitten im Reisebuch 10. atemberaubend und fesselnd 11. personalisierendes Bild erläutert abstrakten Begriff 12. stets zu Streichen aufgelegt, diese Kinder 15. vor dem Horn - plumpes Tier mit dicker Haut 17. am Ende am Anfang 19. unter anderem 24. nicht jedes Problem kann letztendlich ausgeschaltet werden, ein solches bleibt 25. kurzes Ennstal 29. Anfang am Anfang 30. für die Kuh kein Stier - machts der Tierarzt ihr 32. Vorsilbe 35. Ex-Premier wurde auf seiner Insel kürzlich beim Schwarzfahren ertappt 36. im Eiles in der Josefstadt 37. Komposition für sieben 38. Vereinigte arabische Herrschaftsbereiche 44. Nervenzelle hat viele Äste 47. kann man in Bad Schallerbach auch machen 49. Synonym für demnach 50. auf so vielen Buchstaben sitzt man normalerweise 51. eine kurze Nummer (schieben) 53. Gott steht für Krieg 56. böse bringt böse Frucht 59. jeglicher Baptismus beginnt so 61. not yes, but ... 64. russisch ist's mit viel Mayonnaise

Lösung Nr. 240:
EMIGRATION

Der Gewinner:
Robert HABARDA
1230 WIEN

PREISRÄTSEL

Einsendungen (müssen bis 26. 11. 08 eingelangt sein) an:
AUGUSTIN, Reinprechtsdorfer Straße 31, 1050 WIEN

Name:

Adresse:

PLZ.: Ort:

KREUZ & WORT LÖSUNG FÜR HEFT 240



Weihnachtsengel gefragt! Südtirolerplatz-Günter sucht vernünftige Frau. Tel.: 0664 522 74 05

Ich möchte unbedingt eine Geige haben. Würd mich voll über ein Angebot freuen. E-Mail: berndlaner@gmx.at oder Tel.: 0699 819 185 14

Gesangsworkshop «stimmich im advent» am 13. 12. 08, 14 – 17 Uhr, ein ideales Weihnachtsgeschenk: Gutschein für Gesangsunterricht, Atem- und Stimmtraining, Workshops ... www.stimmich.com, E-Mail: post@stimmich.com oder Tel.: 0650 842 09 03

Liebes Piano, EUR 1500,-, Baujahr 1967, Marke Feurich, wunderschön braun satiniert mit hellem, warmem Klang, sucht ein neues Zuhause. Tel.: 01-607 20 44

Cellobogen für Anfänger, kantige Stange, frisch behaart, um nur 170,- abzugeben. Tel.: 01-607 20 44

Bin Augustinverkäufer und suche Arbeit im Garten. Michael, Tel.: 0650 542 52 40

Bin Augustinverkäufer und suche Jeans, Gr. 34, T-Shirts, Pullover, Winterjacke, alles Größe XL, sowie Sportschuhe, Gr. 44. Bitte im Augustinbüro für Wolfgang Kusolits abzugeben. Tel.: 01-545 51 33

Augustinverkäufer sucht Kinderwagen (Buggy) kostenlos. Tel.: 0664 647 18 37 oder 01-548 18 67

Romantik pur ... Professionelles Ladies-Streichquartett für alle Fälle. Livemusik mit Niveau für jeden Anlass. Von Klassik und Jazz bis Tango. Tel.: 0 699 10 60 94 36

Eseltrekking rund um Wien! Sich eselbegleitet gesund gehen; 9-12 km am Tag; in den schönsten Gegenden des Wienerwaldes! www.artopus.net

Wahrheit und Mündigkeit statt Psychotherapie! Warninfo gratis durch Postkarte an Johann Klotzinger, Barowitzkag. 10/2/13, 1190 Wien. Oder im Netz: www.start.at/psych

Augustinverkäufer sucht Canon Digicam mit Zoom. Tel.: 0699 110 742 28

Gemütliches Bettsofa, gut erhalten, ca 1 x 2 m mit Stauraum. Tel.: 0650 830 66 03

«PC-Dok» hilft Ihnen bei Computerproblemen (Hardware, Software, Security, PC-Hygiene ...). E-Mail: pc.dok@gmx.at oder Tel.: 0650 731 12 74

GEO-Sammlung zu verschenken! Gegen Selbstabholung in 1020 Wien, Jahrgänge 1991–2006 großteils vollständig. Dazu Bücher + Schallplatten, ideal für Flohmarkt. Tel.: 0699 115 399 61

Wiener, 60/178/74, R/NT, geschieden, berufstätig, mobil, Nichttänzer, suche einfache häusliche, nette, ehrliche und treue Frau bis 70 Jahre. Für Leben, Lachen, Lieben, Kuseln sowie für gute und schlechte Zeiten – vor allem zusammenhalten; auch Ausländerin. Tel.: 0676 501 66 74

Arbeitslose helfen! Bei Übersiedlungen, Räumungen, Transporten, sowie Wohnungsneuerungen! Auch am Wochenende! Auch Alten- und Gartenpflege bzw. Garten- und Altenbetreuung. Tel.: 0699 119 297 93

Cellistin mit Konzert- u. Pädagogikdiplom erteilt einfühlsamen Unterricht für Anfänger u. Fortgeschrittene. 9. Bezirk, auch Hausbesuche möglich. Tel.: 0 676 596 46 07

Beautiful English Bulldogge Welpen, 8 Wochen alt, zu verkaufen. Wir haben 6 liebevolle Welpen, im Moment mit großen Gesichtern, sehr verspielt. Alle unsere Babys haben Schüsse, Papiere und Garantien. mints.claudia@gmail.com oder Tel.: 06958-54572

Weihnachtsflohmarkt, wir benötigen: Perlen, Modeschmuck, Spitzen- und Seidenstoffreste, glänzendes Häkelgarn u.a. Zusendung an Annemarie Trummer, 8781 Wald am Schoberpass 61, Tel.: 0699 114 172 00

Dein persönliches Engelshoroskop, mediale Lebensschau, Schicksal/Karma, Sinn deines Lebens, Zehnjahresvorschau; Liebe/Geld/Gesundheit/Glücks-Spezial. Plus kostenfreie ständige Beratung. Austro/Tarot – Neue Wege gehen! Tel.: 01-990 67 94

Übernahme Polsterarbeiten, Möbeltapezierungen und Anfertigung von Vorhängen, Bettdecken und Kissen sowie Sitzsäcken. Kostenlose Besichtigung und Beratung. Arbeiten können auch vor Ort erledigt werden. Anfragen unter taruda2004@yahoo.de oder Tel.: 01-969 77 67

Gesangsunterricht für Anfänger und Fortgeschrittene in allen Stilrichtungen. Richtige Atmung – Vergrößerung von Stimmumfang und -volumen. Tel.: 0699 102 094 55

www.f13.at

F13-T-Shirts im Angebot
Schwarze Katzen für die graue Stadt!

Die schwarze Katze des Aberglaubens auf dem Quadrat – das von AUGUSTIN-Illustratorin Carla Müller entworfene F13-Logo streicht durch die Stadt. AUGUSTIN-LeserInnen können für die weitere Verbreitung sorgen: indem das «Freitag der Dreizehnte»-Symbol von Körpern jeder Art ausstrahlt. Die T-Shirts in allen Größen – auch im Mädchen- und Frauenschnitt – und in den Farben Orange, Weiß, Schwarz, Grau und Rot, bedruckt vom sozialökonomischen Betrieb «fix & fertig», können im neuen Augustin-Zentrum (Wien 5, Reinprechtsdorfer Straße 31 im Hof, Tel.: 587 87 90 oder Tel.: 54 55 133) erworben werden. Ein Stück kostet 10 Euro; wer gleich zehn Leiberl nimmt, zahlt nur acht pro Stück. TrägerInnen des F13-T-Shirts helfen, eine Idee auszutragen: Jeder «Unglückstag» wird zu einem Feiertag für alle verwandelt, die sonst wenig zu feiern haben, zu einem Aktionstag für die Rechte aller Diskriminierten und «Untauglichen». Wer das Leiberl trägt, wirbt für die nächsten dieser Aktionstage, den 13. Februar und den 13. März 2009.



Wahrheit und Mündigkeit statt Psychotherapie! Warninfo gratis durch Postkarte an Johann Klotzinger, Barowitzkag. 10/2/13, 1190 Wien. Oder im Netz: www.start.at/psych

Daunenjacke (Edelweiß), sehr warm, 1A-Zustand (Medium, Blau) mit Kapuze um 15,00 Euro. Gerald Kostal, Börnergasse 3/13/1/6, A-1190 Wien.

Wo sind Ö. Menschenrechtler bei Fehlrteilen? Mehr dazu http://members.aon.at/mprinz15

Augustinverkäufer sucht neuwertigen Laptop bis maximal EUR 400,-. Tel.: 0699 110 742 28

Augustinverkäufer sucht Hasselblad 500 C/M mit WW- und Portrait-Objektiv oder ähnliches. Tel.: 0699 110 742 28

Spanisch, Englisch und Deutsch, fehlerfrei mit Juan Carlos Bagur. Geduld; Erfahrung; günstig. Gratisprobe. Hausbesuche möglich. Tel.: 01-368 01 47; 0676 592 14 86 oder 0680 120 45 64

A U F G ' L E S E N



»Kalle Blomquist»
Autorin: Astrid Lindgren
Übersetzung: Cäcilie Heinig und Karl Kurt Peters
Oetinger Verlag, 2007
448 S., 17,40 Euro

30+ meint:
Ein Klassiker! Die erste Begegnung mit dem Meisterdetektiv Kalle Blomquist liegt schon ein paar Jahre zurück, ist aber noch in bester Erinnerung. Im vorliegenden Sammelband erlebt der Junge aus Schweden gleich drei Abenteuer, natürlich gemeinsam mit seinen FreundInnen Eva-Lotta und Anders, ebenfalls Mitglieder der Weißen Rose. Wenn die drei nicht gerade gegen die Roten Rosen kämpfen, kommen sie kriminellen Delikten auf die Spur und sind der örtlichen Polizei bei der Aufklärung der Fälle behilflich. Astrid Lindgren zieht die LeserInnen in ihre Geschichte und lädt ein, sich mit der Hauptfigur zu identifizieren. Das gelingt, zumindest bei jüngeren LeserInnen, durchaus. Die Sprache verrät das Alter des Buches, deren schwedische Ausgabe bereits im Jahr 1946 erstmals erschien, was aber für das Lesevergnügen nicht weiter von Bedeutung ist.

Bewertung*: 8 Punkte
10- meint in drei Worten: cool, spannend, lässig
Lesbarkeit: mittel, denn manche Wörter kenne ich nicht, die meisten aber schon.

Lieblingsstelle: Bis jetzt habe ich nur die erste Geschichte fertig gelesen. Ich mag am liebsten die Stelle, wo Kalle Blomquist, um den es ja geht, Anders und Eva-Lotta die Verbrecher festnehmen. Die haben in einer Villa eingebrochen und ganz viele Diamanten gestohlen. Die Verfolgungsjagd und die Festnahme sind voll cool! Meine zweite Lieblingsstelle ist, wo sie in einer Burg durch das Kellerlabyrinth gehen und den Ausgang suchen. Es ist so gut beschrieben, wie sie herumirren – das ist sehr spannend! Am Ende finden sie den versperrten Ausgang und müssen ihn aufbrechen. Dann gehen sie schnell zur Polizei. Das Buch ist ein gutes Vorlesebuch, aber auch geeignet zum Selberlesen. Aber es hat 474 Seiten! Ich würde nicht alles selber lesen.

Bewertung*: 8 Punkte
*1 Punkt = schlecht, 10 Punkte = sehr gut

Lennard Schön: 10-
Gerda Kolb: 30+

ART.IST.IN
magazin

Das 3raum-Anatomietheater bringt eine Fallstudie
Der Erfolg eines Nervenkranken

Daniel Paul Schreber gilt als der bedeutendste (klinische) «Nervenranke» des 20. Jahrhunderts. Anhand seines Falles beschrieb Sigmund Freud die männliche Paranoia und stützte sich dabei auf die mittlerweile äußerst umstrittene These, dass ein homosexueller Konflikt zugrunde liege. Schreber war kein Patient Freuds, er lieferte dem Psychoanalytiker mit dem autobiografischen Werk «Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken» aber hunderte Seiten langen Stoff. Der ehemalige Senatspräsident am Oberlandesgericht Dresden und Sohn des berühmten Gesundheitsfanatikers Daniel Gottlob Moritz Schreber, des Namensgebers

der späteren Schrebergarten-Bewegung, verfasste seine Denkwürdigkeiten in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts. Es handelt sich um ein hochgradig elaboriertes Werk gegen die damalige Psychiatrie aus der Sicht eines Betroffenen. Den aufklärenden Wahnsinn des Senatspräsidenten verarbeitete Joachim J. Vötter zum Theaterstück «Schreber – eine Nervenromanze», das unter der Regie von Hubsi Kramar zur Uraufführung gebracht wird. Es ist eine Untersuchung von Machtstrukturen, und solchen konnte sich Daniel Paul Schreber nach jahrelangem Bemühen einigermaßen entziehen. Mit für ihn schlussendlich befriedigendem Erfolg fragte er noch

im Vorwort: «Unter welchen Voraussetzungen darf eine für geisteskrank erachtete Person gegen ihren erklärten Willen in einer Heilanstalt festgehalten werden?» Der Entmündigungsbeschluss des Königl. Amtsgerichts Dresden wurde aufgehoben.
reisch

I N F O
«Schreber – eine Nervenromanze»
Premiere: 24. November
Weitere Vorstellungen:
26.–29. November und 3.–6. Dezember
Beginn: jeweils 19.30 Uhr
3raum-Anatomietheater
Beatrixgasse 11, 1030 Wien
Eintritt: € 18,-/€ 15,-
www.3raum.or.at

Die gefragteste Serie des Augustin in Buchform
Vom Boulevardblatt in den Wissenschaftsverlag

Erst vor wenigen Wochen präsentierten der Augustin-Mitarbeiter Uwe Mauch und der Augustin-Fotoredakteur Mario Lang ihr Buch «Lokalmatadore – 40 Wiener Originale aus dem Augustin», das auf der leutseligsten Rubrik der Straßenzeitung basiert. Nun legt der nächste Mitarbeiter, Richard Schuberth, mit einem Buch über ein Wiener Original der ganz anderen Art nach – über Karl Kraus. Es besteht aus 30 Kurzsessays (die vom Duo Lang/Mauch vorgelegte Anzahl von 40 Beiträgen für ihr Buch konnte das Ein-Mann-Schreibunternehmen Schuberth nicht ganz erreichen), die die Bedeutung von Kraus' Werk für zeitgenössische Gesellschaftskritik untermauern sollen.



Richard Schuberth: «Kraus verstehen lernen – und nicht nur mit ungeahnten Schätzen belohnt werden, sondern dort, im sprachlichen Denken, vielleicht das letzte wehrhafte Asyl einer Individualität zu finden, die diesen Begriff einzig verdiente»

Diese Aufsätze «lancierte Richard Schuberth in den Jahren 2006 und 2007 fernab der etablierten Medien in der Wiener Straßenzeitung Augustin», heißt es im Programmtext des ORF KulturCafés, wo das Buch Ende November präsentiert wird. Das stimmt schon, der Augustin ist in esoterischen – hier im Sinne des Aristoteles zu verstehen – Kreisen wie der Kultur- und

Boulevardzeitung. Regelmäßig kamen Anfragen nach älteren Ausgaben in der Absicht, mit dem Nachkauf das Archiv der Kraus-Aufsätze komplettieren zu können. Dank des Wissenschaftsverlags Turia + Kant können nun die «30 Anstiftungen zum Wiederentdecken von Karl Kraus» in kompakter Buchform erworben werden. Über den haptischen Vorteil hinaus kann das Buch auch noch mit einem in Zeiten der Weltwirtschaftskrise begrüßenswerten Nebeneffekt auftrumpfen: Es ist um mehr als die Hälfte billiger (es kostet 24 Euro) als 30 Augustin-Ausgaben.
reisch

I N F O
«30 Anstiftungen zum Wiederentdecken von Karl Kraus»
Buchpräsentation, Lesung und Musik. Rina Kačinari (Cello) und Jelena Poprzan (Viola, Gesang) interpretieren Kompositionen von Jacques Offenbach.
Am 26. Nov. um 19.30 Uhr
RadioKulturhaus – ORF KulturCafé
Argentinierstraße 30 a
1040 Wien
Freier Eintritt!

DIE STROTTERN

«i gabat ois»
(cracked an egg rec./Lotus)
www.diestrottern.at

Sich vom Wienerlied zu entfernen ist den Strottern abermals nicht gelungen. Und darüber sind wir auch gar nicht böse. Handelte ihr letztes Studioalbum «mea ois gean»

(2003) noch ausschließlich von Herzensangelegenheiten, ist die Themenpalette diesmal breiter gefächert: Aktuell ist auch der Alkohol («Zehn Guidn») mit im Spiel. Aufgeräumt wird mit dummen, altbekannten Slogans wie «in Linz beginnt's» («Linz»). Und sterbende Riesen bekommen eine letzte Liebeserklärung («Ode an den Postverkehr»). Klemens Lendl und David Müller, Herzstück der neuen Wienerliedszene, ufern diesmal auch musikalisch aus. Zu den angestammten Instrumenten Stimme, Violine und Gitarre gesellen sich Fender Rhodes Piano, Harmonium, singende Säge ... Darüber hinaus brechen sie mit von diversen Überfiguren abgesteckten engen Grenzen, in denen das Wienerlied gefangen gehalten wird. Eine der besten Adressen zum Thema, auch und vor allem für diejenigen, denen das WL ansonsten eher unverdaut im Magen liegt.

STEFAN STERZINGER

«Sterzinger»
(ORF-CD)
www.sterzinger.priv.at

Einer, der viel erlebt hat, hat auch viel mitzuteilen. Den Blues im Herzen und Wien auf der Zunge erzählt

Stefan Sterzinger, der sich selbst als eine Mischung aus Captain Beefheart und Paul Hörbiger beschreibt, Erlebtes und Erdachtes im Rock-'n'-Roll-Jargon. Allein mit seinem Akkordeon und frei von jeglichen technischen Schwindeleien. Das klingt dann so, als säße er samt seiner Quetschen direkt hinter einem im Wohnzimmer. Sterzinger pur. Ein sehr kurzweiliges Vergnügen, wenn Herr Stefan seine Anekdotensammlung öffnet: von seiner ersten Band erzählt, der Heizräum Experience gemeinsam mit dem Nachbarsbaum, dem Zuckerbäcker, oder von den Melody Boys, und somit in seine eigene Geschichte eintaucht («Und irgendwann»). Dann wiederum gibt er Zitaten aus 100 Jahren Austropop einen neuen Sinn («Trallalla», «Hände hoch»). Und nebenbei wird noch geflunkert («Der schönste Mann von Wien»). Holen Sie den Sterzinger zu sich nach Hause – ein billiger Gast, immer präsent, ohne den Kühlschrank zu plündern.

(lama)



Film über Architektur der Erinnerung

Denkmäler eines Humanisten

Der Stadtplaner und Journalist Reinhard Seiß dokumentierte mit einem zweistündigen Film sieben ausgewählte Denkmäler des in seiner neuen Heimat Wien sträflich unbekanntem Architekten Bogdan Bogdanović. Der aus Serbien stammende ehemalige Hochschulprofessor ging in den 1970er Jahren in eine leer stehende Dorfschule, um dort mit seiner Philosophie der Architektur einen alternativen Lehrbetrieb zu installieren. Klingt etwas nach Weltentsagung, doch es trifft bei diesem Architekten und Literaten keineswegs zu, denn nur wenige Jahre später trat Bogdanović das Bürgermeisteramt von Belgrad an. Mit der Machtergreifung Slobodan Milošević wurde er zum Dissidenten und musste nach dem Ausbruch der Jugoslawienkriege ins Exil. Bogdanović ging nach Wien, wo er nun seit 15 Jahren lebt.

Als Architekt erarbeitete er sich einen Ruf als Erbauer von Denkmälern und Gedenkstätten, denn er schuf im ehemaligen Jugoslawien über zwanzig solcher Bauten gegen Militarismus und Faschismus,

denen man wahrlich keine Affinität zur doktrinären sozial-realistischen Architektur nachsagen konnte. Viel mehr schlug Bogdanović einen surrealistischen Weg ein, wo weder Schuldige angeklagt noch Opfer heroisiert werden. Dieser humanistische Ansatz war mit dem neu aufkeimenden Nationalismus und dem resultierenden Bürgerkrieg



Diese auf Humanismus basierende Formensprache wurde von Nationalisten im ehemaligen Jugoslawien angefeindet

Foto: Reinhard Seiß

Filmfestival zum Thema Menschenrechte

Wien zieht nach

In zahlreichen europäischen Städten sind Filmfestivals zum Thema Menschenrechte längst etabliert. Von nun an soll auch in Wien jährlich eines durchgeführt werden, und Starhilfe kommt aus Tschechien. Das in Prag stattfindende One World Festival, das schon läppische 100.000 BesucherInnen zählen konnte, tritt beim ersten Menschenrechts-Filmfestival in Österreich neben dem Ludwig Boltzmann Institut für Menschenrechte und den Wiener Afrikatagen als Kooperationspartner auf.

Zur Festivaleröffnung steht «Der Bürger Havel» auf dem Programm. Bei diesem Bürger handelt es sich um niemand Geringeren als den ehemaligen Präsidenten

der Tschechischen Republik und Bürgerrechtler Václav Havel. Im Anschluss findet eine Podiumsdiskussion mit namhaften Personen wie Jiří Gruša (Direktor der Diplomatischen Akademie Wien) oder Manfred Nowak (Leiter des Ludwig Boltzmann Instituts für Menschenrechte) statt, doch eigenartigerweise unter Ausschluss der Öffentlichkeit, nämlich nur für geladene Gäste.

Abgesehen von diesem Schönheitsfehler kann das vom Kulturverein Schikaneder und von Delta Cultura Austria initiierte Festival mit der Filmauswahl und dem engagierten Rahmenprogramm schon im Vorfeld punkten. Neben international erfolgreichen Produktionen,

I N F O

«Architektur der Erinnerung»
Filmpräsentation in Anwesenheit von
Bogdan Bogdanović
Am 2. Dezember um 19 Uhr
Gartenbaukino
Parkring 12
1010 Wien
Freier Eintritt!
Im Verlag Anton Pustet ist der Film auf
DVD erschienen, er kostet 29 Euro.

nicht länger kompatibel: Viele seiner Gedenkstätten wurden mutwillig zerstört.

reisch

I N F O

«this human world»
2. bis 12. Dez.
Programm unter:
www.thishumanworld.com

Musikarbeiter unterwegs mit Alf und seinem Klangtier

Dann und wann ein kleines Kommando Elefant

Alf Peherstorfer ist ein Umtriebiger der Wiener Musikszene. Mit Kommando Elefant singt er davon, «kaputt und glücklich» zu sein.

Es ist etwas Schönes, das zu tun, was man liebt wie blöd. In meinem Fall Musik zu machen. Die, das muss geschrieben werden, lange vor dem Schreiben über Musik kam. Unterwegs in Sachen eigener Musik hämmere ich auf die Entsprechung der Reiseschreibmaschine ein, den Laptop – der nächste Soundcheck wartet. Kritiker? Unter einem Kritiker stelle ich mir einen Menschen vor, der nicht richtig fühlen kann. Das Klischee vom frustrierten Musiker, der seinen Frust mit der Kunst über Schmähworte an den «besser», «erfolgreicher» tönenden KollegInnen ableitet, geht ins Leere. Überhaupt ist alles geprägt vom Ungeist, sich alles über den verfluchten Neid zu erklären. (Abzweigung: Ist die innenpolitische Berichterstattung deswegen so zahlos, weil sie von Menschen besorgt wird, die einen wenigstens so abgedrehten und charakterlosen Politiker in sich spüren, wie jene, über die sie schreiben?)

Vielleicht ist Ihnen schon einmal aufgefallen, dass hier über alles Mögliche geschimpft wird, nach links und rechts gegrollt, die beschriebene Musik aber grundsätzlich gemocht, geschätzt und respektiert? Eben! Sie können obigem Klischee zudem tätig abhelfen: Seien Sie grundsätzlich gut zu MusikerInnen! Ein wenig Respekt, Aufmerksamkeit, schlichtes Zuhören und Nachdenken über die Kostenwahrheit Musik (Konzerteintritte, Tonträger) kann viel Glück erzeugen. Und seien Sie versichert: Umgekehrt tut die Musik alles, um Sie glücklich zu machen.

Reiten wir das Glücksriff zu Ende: Es war schön, aufzuwachen und im Radio zu hören, dass Obama Präsident der USA wird. Und Stermann/Grissmann können für ihren psychohygienisch brillanten wie notwendigen Beitrag (nach all dem



Foto: Mario Lang

Kaputt & Glücklich: Musikarbeiter & Alf Peherstorfer

Schleim) über den Rechts-Populisten und Demokratie-Verweigerer Haider gar nicht genug Anerkennung bekommen.

Die guten Kräfte sammeln sich

«Ich kenne die Clara schon ewig», erzählt Alf Peherstorfer, der Mann hinter Kommando Elefant. Clara ist Clara Luzia, Musikerin und Betreiberin des Labels Asinella Records. Dort erscheint die neue CD von Kommando Elefant, «Kaputt aber glücklich». Davor war Kommando Elefant ein Spin-off – seine andere Band Cafe Amigo pflegt dereit «Schönheits-schlaf» – des fast zwanghaft musikalisch kreativen Alf. «Ich muss einfach Songs schreiben.» Der nach einem solo schnell hingerotzten Werk ob des grundsätzlichen Charmes seiner Musik zu einer für österreichische Verhältnisse Menge Konzerte kam. «50 in einem Jahr.» Eigentlich als Soloprojekt konzipiert, um Liveanfragen (fast) immer erfüllen zu können, ist das Kommando Elefant mittlerweile wenigstens zu zweit: Florian Pilz besorgt Programming und Tasteninstrumente. «Das Ganze bewegt sich definitiv Richtung Band», lässt Alf wissen. Bei einem Gig in Leoben mit Clara Luzia lernte er Alexander

Nefzger, den Produzenten der Asinella-Releases, kennen. Es gab Sympathien, es gab Alkohol, und ein paar hundert Worte gaben die nächsten hundert Worte. So kommt's, dass das jüngste Ergebnis Alfs Ideenflut bei Asinella erscheint und nicht auf dem von ihm betriebenen Las Vegas Records, produziert von Alexander Nefzger. Am Anfang der realen Arbeit ein klassischer Popmoment: «Ich hab ihm die 50 Songs vorgespielt, die ich hatte, und er meinte: Die san halt alle a Schaa.»

Verblüffend, aber so kann man arbeiten. Alf schrieb mehr Songs, überdachte die existierenden. So entstanden die 11 Lieder, die jetzt «Kaputt und glücklich» ausmachen. Ein Album, das über die selbst gewählte Bezeichnung «Elektro-Folk» hinausgeht, die Ambition, die «Singer/Songwriter-Geschichte damit zu kombinieren, dass das auch im Club funktioniert», leichtfüßig erfüllt. Alf Peherstorfers Händchen für Pophymnen zwischen consequentem Unernt und den locker verhandelten großen Dingen des Lebens («Ich bin nicht Licht, ich bin auch nicht Raum») ist noch nicht einmal der beste Satz in «Wittgenstein») kommen in Nezgers Umsetzung sehr stimmig daher. Das Cafe Amigo immanente

Trash-Verständnis schwingt mit, liefert hier ausschließlich zusätzliche Charme-Punkte. Der souveräne Umgang mit der No Input/No Output-Gleichung macht Popperlen wie «Evelyne» möglich («tausend Buttons wunderbar»/The Cure, The Clash, Mr. Brightside, Johnny Cash), es gehen sich Verbeugungen vor Udo Lindenberg und Shy aus. Für Lieder wie «Highlife & Drogen» oder «Wir sind größer» wünscht man sich glatt ein besseres Nachtleben beziehungsweise bei Letzterem (»let us play/turn the radio on») ein besseres Radio. Da braucht es die Beteiligung von Neue-Deutsche-Welle-Legende Bettina Köster bei eben diesem Stück gar nicht mehr, um diesem Album viel Aufmerksamkeit zu wünschen. Oft wird's gar richtig poetisch: «Nimm ein Raumschiff, verlass die Basis/Sieh Dir den Zirkus von oben an/Wunder Dich, was alles wahr ist/Und was alles wahr sein kann.» («Verkauf und Verraten»).

Rainer Krispel

I N F O

Kommando Elefant: «Kaputt aber glücklich»
(Asinella/hoanzl)
www.kommandoelfant.at
www.myspace.com/kommandoelfant

Eine Fabrikantenfamilie und ihre «Kommune von Prenning»

Die Feuerlöcher-Mischpoche

Wer – wie bis vor kurzem der Verfasser dieses Beitrags – noch nie im Leben im mittleren Murtal war, also im Abschnitt zwischen Bruck an der Mur und Graz, dem wird auch das Dörfchen Prenning bei Deutschfeistritz unbekannt sein. Prenning zu kennen, bedeutet nicht unbedingt, über die Familie Feuerlöcher und die «Kommune von Prenning» Bescheid zu wissen. Gabriel Hirnthaler, der neue Eigentümer des Landhauses der Feuerlöcher und der dazugehörigen Gründe, arbeitet daran, das informelle Zentrum der politischen und künstlerischen Avantgarde der Steiermark (das bis Wien ausstrahlte) 80 Jahre nach dessen Hochblüte zu einem Ziel für bildungshungrige und ballermannflüchtige TouristInnen zu machen.

In Deutschfeistritz ist ein Wiener Strawanzer, eine Wiener Strawanzerin mit dem Zug in zweieinhalb Stunden, und nur einmal muss umgestiegen werden, in Bruck an der Mur. Genießen Sie eine traditionelle Bergbau- und Industrieregion, die ihren Entindustrialisierungs-Prozess bald hinter sich, den touristischen Verwertungs-Prozess aber noch vor sich hat: An touristischen Neppstationen mangelt es noch ebenso wie an Vorspiegelungen von «lebendigem» Bauerntum und alpenländischer Identität. Hier baut Swarowski keine Glaspaläste. Hier hat Fiona noch nie den Mund aufgemacht, um verbal zu entgleisen. Hier findet ein russischer Oligarch nichts, was russische Oligarchen ihrem Klischee entsprechend schick finden. Noch wird im mittleren Murtal zwischen Bruck und Graz kaum in großem Maß verwertungstaktisch und verwertungsstrategisch gelogen, die Tourismusbranche hat noch zu

wenig Zeit gehabt, um Superlative zu konstruieren, ohne die im Konkurrenzkampf um die Umsätze kein goldener Steirerhut zu gewinnen ist. Aber sanfte TouristInnen anlockende Täler mit nicht mehr funktionierenden Gießereien und Schächten, Papierfabriken und Sägewerken gibt's ja auch in näherer Umgebung Wiens. Warum also will mich das Reisebüro meines Gemüts ins mittlere Murtal vermitteln?

Gäbe es nur einen Grund, brauchte man kein Wort über diese Region zu verlieren. Es gibt aber viele Gründe. In Peggau ist eine der schönsten Tropfsteinwunderunterwelten (Lurgrotte) zu sehen, in Deutschfeistritz das Sensenwerkmuseum oder in Stübing bei Deutschfeistritz das Freilichtmuseum, wo rund hundert originale Bauernhöfe aus ganz Österreich die in diesen Jahrzehnten zu Ende gehende Architektur und Lebensweise der Bäuerlichkeit dokumentieren. Man könnte bereits in Frohnleiten aussteigen, der Stadt mit einem der schönsten österreichischen historischen Hauptplätze (autofrei!). Frohnleiten oder Deutschfeistritz wären auch empfehlenswerte Ausgangspunkte einer Radtour in beide Richtungen des Murtalradwegs.

Man könnte aber auch in Peggau-Deutschfeistritz in den Regionalzug umsteigen, der in ein Nebental der Mur fährt, ins Übelbachtal. Man sollte. Eine Empfehlung des Augustin. Nur wenige hundert Meter von der Bahnstation Prenning entfernt wartet Gabriel Hirnthaler vor seiner «Kulturpension», dem Landhaus Feuerlöcher, auf mich. Wir befinden uns auf dem teilweise parkähnlichen Feuerlöcher-Terrain. Herr Hirnthaler war nicht besonders erstaunt, dass mir der Name Feuerlöcher bei unserer ersten Begegnung nichts sagte. Es ist «nur» der Name einer Pappfabrikantenfamilie. Bis zu 40 Menschen der Region haben die Feuerlöcher's Arbeit gegeben. Sie lebten eine Aufgeschlossenheit vor, die sonst in der Region, in der sie wirkten, und in der sozialen Schicht, der sie angehörten, nicht üblich war – und vielleicht



Glücklicherweise bis dato nicht wegrationalisiert: die Übelbachtal-Regionalbahn, die direkt zum Landhaus Feuerlöcher (oben) führt

findet sich auch darin ein Grund für das Verschwinden ihres Namens hinter das steirischen Heroes Rosegger, Schwarzenegger und Kaltenecker.

Die Feuerlöcher's sammelten nämlich in der Zwischenkriegszeit die politische und künstlerische Avantgarde der Steiermark – und darüber hinaus – um sich; zwei der Gäste sollen im Folgenden näher vorgestellt

werden: Axl Leskoschek und Herbert Eichholzer. Gabriel Hirnthaler, der vor wenigen Jahren das Landhaus erwarb und es vor dem Verfall bewahrte, kann angesichts dieser Geschichte – «Kommune von Prenning» wurde dieser Ort der intellektuellen Ausstrahlung schon von Zeitgenossen genannt – nicht einfach einen simplen Gästebetten-

Anbieter verkörpern. Er hat noch einiges vor mit dem Feuerlöcher-Minimundus.

Brasilia darf nicht Wien werden

Die leichte Erreichbarkeit durch die nahe Bahnstation, die bohemehafte Gastfreundschaft der weltoffenen Fabrikantenfamilie und die Attraktion ihrer beiden Töchter, Lilli und Anna Feuerlöcher, sorgten für die Sogwirkung, die diese Mischpoche ausübte. Dieses jiddische Wort für «Verwandschaft» wird wohl oft verwendet worden sein, wenn von der bewundernswerten (nichtjüdischen) Familie die Rede war, freilich nicht in der späteren pejorativen Bedeutung von «übler Gesellschaft». Ab Silvester 1932/33 war der Maler und Grafiker Axl Leskoschek sehr häufig in Prenning. Eine Ausstellung seiner Aquarelle und Buchillustrationen ist derzeit im Landhaus Feuerlöcher zu sehen. Im Februar 1934 kämpfte er gegen die Austrofaschisten. Die Feuerlöcher's versteckten ihn zeitweise in ihrer Prenninger Welt. Während seiner Haft 1936/37 im Anhaltelager Wöllersdorf malte er eine umfangreiche Folge surrealistischer Blätter, die zu den bedeutenden Manifestationen widerständiger Kunst in Österreich zählen. Vor den Nazis flüchtete Leskoschek in die Schweiz, dann nach Brasilien. 1948 ließ er sich vom kommunistischen Wiener Kulturstadtrat Viktor Matejka überreden, nach Österreich zurückzukommen.

Doch nicht die Matejka's, sondern die Herrn Karls und die durch ihre VP- und SP-Parteibücher scheinbar geläuterten Nazis bestimmten die Stimmung im Land. Leskoschek sah sofort, dass er hier nicht willkommen war: «In Brasilien, wo auch damals Vargas, aber noch als Diktator, regierte, ließ man mich im Großen und Ganzen in Ruhe, ja, man gab mir sogar eine Professur. Dieses Ereignis wiederholte sich keineswegs nach meiner Rückkehr nach Österreich, obwohl der Rektor und die Professoren einer hiesigen Hochschule meine Betrauung mit einer Lehrstelle beantragt hatten. Auf diese Weise blieben dem Staat 0.000.000,001 Prozent Budget, hinausgeworfen für einen Unwürdigen, erspart (Aus «Moderne in dunklen Zeiten, Herausgeber: Weibel und Eisenhut). Axl Leskoschek, dem die Hochschule verschlossen blieb, trat in die «Volksstimme» ein, damals



Herbert Feuerlöcher versteckte sich, als die Hitlertruppen einmarschierten, und ging dann ins Ausland. Erst 1946 kam er nach Prenning zurück



Anna Feuerlöcher wurde 1942 wegen «Vorbereitung zum Hochverrat» zu 6 Jahren Zuchthaus verurteilt, saß in einem bayrischen Frauenzuchthaus und kam 1945 nach Prenning zurück

die kommunistische Tageszeitung, und wurde Kulturjournalist.

Auch Schütte-Lihotzky war hier

Leskoschek's Freundin war Lilli Feuerlöcher. Lillis Schwester Anna ging mit Herbert Eichholzer, dem Architekten der Grazer Moderne, ebenfalls einem Intellektuellen der Kommune von Prenning. Er zählte zur lobenswerten Kategorie der gleichermaßen politisch debattierenden wie politisch handelnden Intellektuellen. 1932 zog es ihn nach Moskau,

wo er im «Planungs-Trust für Standardstädte» Beschäftigung fand. Mit zunehmenden Unbehagen verfolgte er die in diesem Jahr voll in Gang gebrachte konservative Wende der Kulturpolitik der Bolschewiki: Eichholzer gehörte zu den ersten ernüchterten linken Intellektuellen, die Moskau verließen. Wie Leskoschek wurde er zwei Jahre später von den Austrofaschisten inhaftiert. Detto 1936. Mit anderen «Prenningern» entwickelte er das Holzspielzeug «Klump», das heute wieder produziert wird. Vor den Nazis flüchtete Herbert Eichholzer nach Triest, dann nach Frankreich, schließlich in die Türkei. 1940 besitzt er die beherzte rote Unverzagtheit, nach Österreich zurückzukehren, um kommunistische Widerstandsgruppen zu reorganisieren. Mit Hilfe seiner Freundin, der Industriellentochter Anna Feuerlöcher, gelingt es ihm sogar, unter den Eisenbahnern der Übelbachtalbahn eine Widerstandsgruppe gegen die Nationalsozialisten aufzubauen.

Vermutlich ist Eichholzer der Verfasser des einzigen bekannten Flugblatts des Widerstands gegen das Euthanasieprojekt der Nazis Am Spiegelgrund/Steinhof. «Eine Mutter, deren Tochter von Steinhof abtransportiert worden war, wurde benachrichtigt, dass das Mädchen an Mandelentzündung gestorben sei. Und erhielt gleich die Urne mit der Asche zugestellt. Die Mutter schrieb zurück, dass dies unmöglich sei, da ihrer Tochter schon als Kind die Mandeln herausgeschnitten wurden.» Mit solchen und ähnlichen Informationen beginnt das Flugblatt. «Die Angehörigen vermuten, dass diese armen Menschen als Versuchskaninchen für Hitlers Kriegszwecke gedient haben und dass man an ihnen die neuen Giftgase ausprobiert hat. (...) Kein anständiger Mensch kann mehr in dieser Partei bleiben, die kalblütig und überlegt kranke und alte Leute mordet.» (1940). 1943 wurde Herbert Eichholzer wegen «Hochverrats» hingerichtet. Anna Feuerlöcher war bis 1945 im KZ. Aus Rücksichtnahme verschwiegen ihre Angehörigen die Hinrichtung ihres Freundes, obwohl sie in erschütternden Briefen immer wieder nach dem Schicksal Eichholzers nachfragte.

Der Prenninger Kreis rund um die Kunst und Widerstand fördernde Fabrikantenfamilie bestand vor allem aus KommunistInnen und linken

SozialistInnen. Kurt Neumann, der Journalist der SP-Tageszeitung «Arbeiterwille», zählte dazu ebenso wie die Architektin Anna-Lülja Simidoff, der Bildhauer Walter Ritter, der Regisseur Karl Drews oder der Gewerkschaftler Isidor Preminger. Auch Schütte-Lihotzky und Ernst Fischer scheinen in der Gästeliste der Feuerlöcher's auf, die nach dem Zweiten Weltkrieg die Funktion ihres Anwesens als offener Treffpunkt von fortschrittlicher Kunst und fortschrittlicher Kultur nicht in Frage stellten. Fischer starb hier 1972 bei einem Spaziergang an einem Herzanfall.

In den 60er Jahren wurde die Pappfabrik stillgelegt, 1995 starb die Letzte der Mischpoche, Lilly Feuerlöcher. Gabriel Hirnthaler hat das Landhaus und das 40.000 Quadratmeter große Grundstück erworben, um sukzessive eine Vision zu realisieren: ein Projekt, das Tourismus, biologische Landwirtschaft und Kunstvermittlung verbindet. Auf dem Areal soll ein Beispiel kooperativen und selbst organisierten Wohnens und Arbeitens entstehen, wobei die «GenossenschaftlerInnen» an die in der Ägide Feuerlöcher gelebte Gastfreundschaft anknüpfen wollen. Durch Lesungen und andere Veranstaltungen und mit Workshop- und Seminar-Angeboten will Hirnthaler Interessierte nach Prenning holen und zur Mitarbeit einladen. Schon heute stehen im Landhaus sechs Doppelzimmer und ein Appartement zur Verfügung, auch seminartauglich ist die Kulturpension schon.

Nur der zeitweise Lärm der nahen Autobahn stört. Hirnthaler: «Er könnte vermieden werden, wenn die Politik sich trauen würde, hier Tempo 100 einzuführen. Die Region Übelbachtal ist ja auch das Naherholungsgebiet vieler GrazerInnen und absolut schützenswert.» Dennoch: ich genoß die Muße an jenem einzigartigen Ort der Verschmelzung von Natur, Kultur, Magie und Revolution.

Robert Sommer

I N F O
Landhaus Feuerlöcher-KulturPension in Prenning
Prenning 58
8121 Deutschfeistritz
Tel.: 0 664 411 36 68
E-Mail: mail@kulturpension.at
www.kulturpension.at

Ein Nachruf, damit die Community weiterlebt und sich nicht zerstreut ...

«Der war gerade da»

Über 15 Jahre hielt Bernhard Schlosser voll Elan und mit seinem Geld den Betrieb in seinem kleinen Kommunikationszentrum für afrikanische Musik aufrecht. Nun, nach seinem Ableben, wird der Proberaum geschlossen. Die vereinigten afrikanischen, französischen und österreichischen MusikerInnen und TänzerInnen suchen dringend einen neuen Platz.

«Weißt du, an dem Tag, als ich die Nachricht von Bernhards Tod erhielt, hatte ich gerade von ihm geträumt.» Achill, Tänzer und Musiker aus der demokratischen Republik Benin, war es gewohnt, zwei- bis dreimal die Woche in den Proberaum in der Graf-Starhemberg-Gasse im fünften Bezirk zu gehen und dort den österreichischen Musiker Bernhard Schlosser zu treffen, der praktisch in diesem Keller für Musiker, seinem verlängerten Wohnzimmer lebte und jeden Tag dort anzutreffen war. «Ich nannte ihn *de grand*, den Großen.»

An einem Abend wollte Achill den Proberaum-Chef für ein Konzert anrufen, erreichte aber nur die Mailbox. «Ich stehe immer um fünf Uhr früh auf, um in Ruhe künstlerisch zu arbeiten, und diesmal döste ich auf dem Sofa ein. Ich träumte, ich komme in meine Wohnung und die Tür ist offen. Habe ich vergessen, die Tür zu schließen? In meiner Küche ist überall Wäsche aufgehängt, zwei weiße Männer spielen Karten in meinem Wohnzimmer. Im Schlafzimmer liegen zwei fremde Weiße unter der Decke im Bett und schlafen. Im Badezimmer überall Wäsche. Ich sage laut: Was soll das? Niemand reagiert. Ich sage: Ich wohne da. Einer steht auf und fragt: Wer bist du? Dann ist plötzlich Bernhard durch die Tür hereingekommen und sagt: Hey Freund, verstehst du keinen Spaß mehr?! Ich sage noch: Was soll das? – und wache

auf.» Achill schüttelt den Kopf. «Djermana rief mich eine Stunde später an und weinte und sagte: (Sie haben Bernhard in seiner Wohnung im Bett gefunden. Er ist tot. Die Feuerwehr hat die Tür aufgebrochen.) Ich meinte: Der war gerade hier.»

Beim Memorialkonzert für Bernhard im TÜWI im Sommer singt Achill, der mit jungen Flüchtlingen eine Zeitlang die «Käptn Nemo Band» betrieb, das Lied «Je suis parti» – ein «poem perdu», ein verlorenes Gedicht aus seiner Stadt, dessen Text improvisiert wird, nur der Refrain bleibt immer gleich. «Ich komme aus Ouidah, einer historischen Stadt an der Küste des Benin, in die man alle Sklaven brachte, bevor sie abtransportiert wurden. Dieses Lied spricht davon, das der Geist der Person noch da ist, die Leute sprechen über den Verstorbenen, das macht den Toten wieder lebendig. Wichtig ist, dass die Menschen an Bernhard denken», erklärt Achill. «Man ist traurig, aber das Leben geht weiter. Vergessen wir nicht, wer er war. Expressiver Tanz begleitet den Refrain, der vielleicht Weinen bringt, das erleichtert.» Auch für Achill, wie für viele andere, war Bernhard der erste Österreicher, der ihn nach seiner Ankunft ansprach und musikalisch «integrierte».

Tanz für starke Männer

Es war einmal ein Platz in einem Raum, versteckt vor den Augen der Passanten, zum Teil auch vor ihren Ohren, und eine kleine graue Tür, die nach Nichts aussah, bescheiden, ähnlich dem Raum, wohin sie führte. Gegen 18.30 Uhr konnte man, einmal die Treppe, die Stufen, die tief hinunter führten, die einen zum Proberaum, einem renovierten Keller, bringen, ein vielseitiges «Hey, wie geht's dir? Ca va?» hören.

Ein Tisch, auf Stützen gestellt, mit einem alten

Tuch aus afrikanischem Stoff abgedeckt, platziert am Ende eines Korridors voll von Instrumenten, war über lange Zeit Zeuge von zahlreichen kulturellem Austauschversuchen, die es heute nicht mehr gibt. Bernhard, mit den Ellbogen auf dem Tisch, lächelnd und nachdenklich, nimmt an einer Diskussion zwischen KünstlerInnen aus Afrika und Europa teil oder hört zu ... Er hat für die Stimmung Musik aufgelegt, viele gerade von Freunden aus Afrika oder Frankreich importierte CDs – unter Garantie eine direkte Verbindung mit zeitgenössischen Musikern in Afrika.

Gegen 19 oder 20 Uhr füllt sich der Saal, mit Stammgästen oder seltenen BesucherInnen. Die Stimmung ist voller Kreativität, und einige Musiker lassen sich nieder, um die eine oder andere Melodie zu spielen. Alle konzentrieren sich, um die verschiedenen Teile der Polyrythmik zu verbinden, aus der mündlichen Überlieferung diktiert.

Heute geht es um eine Dununba (Tanz für starke Männer aus Mali). Bernhard trinkt ein Bier, immer noch mit den Ellbogen am Tisch, und lächelt heimlich bei der Beobachtung oder macht sich offen lustig, über die Anfänger, die falsche Noten produzieren. Die Musik hört auf. Das Lachen von Bernhard geht weiter und er nähert sich dem armen Spieler des Kenkeni (Bastrommel für die Melodie), der nicht mehr weiß, wo sein Platz in der Musik ist. Geduldig erklärt Bernhard noch einmal alles, manchmal geht er auch ungeduldig vor die Tür und spielt alleine draußen weiter. Bestimmte Afrikaner erinnern laut daran, dass die Kinder in ihrem

Kontinent besser spielen können. Bereits daran gewöhnt, ignorieren alle diese Bemerkung.

Um 22 Uhr stoppen die Trommeln. Alle Leute haben

die guten Momente genossen, für den Rest war es eine Übung. Der Tisch wird wieder zum Mittelpunkt der Versammlung. Bernhard profitiert von dem Moment, um ein Video zu zeigen, das er in Burkina Faso aufgenommen hat, auf dem man virtuose Musiker sieht, die zwischen zehn und zwölf Jahre alt sind. Alle Leute schauen in den Fernseher, lachen darüber und werden inspiriert.

Um 23 Uhr ist die Stunde gekommen, die Kamalan N'Goni und andere kleine, eiserne Begleitinstrumente herauszuholen. Die Neuangekommenen in dem Saal (die meisten sind Musiker) sind überrascht und werden eingeladen, Gitarre, Keyboard oder anderes anzuschließen, um über die Melodien zu improvisieren. Es ist immer wieder überraschend, wie gut dieser kulturelle Austausch sein kann. Die Anwesenden probieren den Refrain im Chor auf Bambara zu singen.

Jetzt ist die Stunde gekommen, Kontakte auszutauschen, die letzte Metro zu nehmen, für die Restlichen bleibt immer noch eine Flasche zu trinken übrig. Bernhard zeigt uns einen Rhythmus, den er aus der Musik wieder in Noten gefasst hat, bringt uns dazu, mit den Händen zu klatschen, um ihn zu reproduzieren. Gegen ein bis zwei Uhr früh haben alle Leute Schmerzen in den Händen und viel gelernt. Bernhard, der seinen Tag im Studio verbrachte, um Karim Sannou aus Burkina Faso während eines zweistündigen Kurses zu begleiten und den Platz ein bisschen aufzuräumen, während er auf die Eingeladenen des Abends wartet, schließt wieder die kleine graue Tür. Nach dem 28. November wird nun diese Tür in den kulturellen Austausch, die sich über 15 Jahre lang beinahe täglich öffnete, geschlossen bleiben.

Einzelgänger in Gemeinschaft

Roman, der sich in seinen E-Mails Duke nennt, sitzt zwischen lauter afrikanischen Holzfiguren in seinem Büro «Afrika Galerie Nordbahnstraße» in der Nähe des Praters



FOTOS: SASCHA OSAKA

Bernhard Schlosser, Bewunderer der westafrikanischen Musik: «Weil sie polyrythmisch ist, eine Erweiterung des Jazz»

und beantwortet alle Fragen kurz und bündig. Er war einer der besten Freunde Bernhards und lernte ihn 1996 im Flugzeug Richtung Afrika kennen. Sie nahmen gemeinsam an Workshops mit den «Professoren» in Guinea teil, wo Bernhard seine große Liebe, die Tänzerin Saly traf. Ab da war Roman auch Teil der Gruppe Makango. Bernhard hatte Kontrabass gespielt, war ein Jazzliebhaber, studierte an der Grafischen Akademie und arbeitete lange Jahre bei der APA als Layouter, wo er gut verdiente. Warum interessierte sich Bernhard so für westafrikanische Musik? «Weil sie gut ist, weil sie polyrythmisch ist, eine Erweiterung des Jazz. Da gibt es mehr Töne so wie Slap und Open. Schreib!» Ein Sammler kommt und kauft drei kleine Figuren Mali. Roman, der vor kurzem auch seinen 40-jährigen Schwager begraben musste, packt Fotos aus. «Eigentlich hat er schon immer so ausgeschaut, der Koungbana, wie ich ihn nannte, Glatzterter auf Malinke», lacht er. «Sein Charakter? Verkorkst,

mürrisch, unzugänglich, aber ein guter Gesprächspartner, Kettenraucher, Alkoholiker. Im Sommer sind wir jeden Tag diskutierend auf der Donauinsel gesessen. Ein Einzelgänger. Aber am Anfang war das nicht so. Das hat sich geändert, als er arbeitslos wurde. Keine Kohle mehr. Das Finanzamt klopfte an und sagte, Sie haben 7000 Euro Steuerschulden, die er nie bezahlen konnte. Keine Einladungen, keine Geschenke mehr.»

Bernhard vermietete den Proberaum, und ständig kamen viele Leute. Alle profitierten von den selbst gebauten Instrumenten, von den Noten, die Bernhard nach Gehör ordentlich aufschrieb. Bernhard war z. B. leidenschaftlicher Lehrer des Balaphons, eines afrikanischen Xylophons, und Kamalan-N'Goni-Bauer. Der Einzige in Österreich und der Erste, der sie nach Österreich brachte. Bernhard war ein Charakter, der es schaffte, die unterschiedlichsten Menschen in einer Mischung von Disziplin, großem Wissen und sprödem Charme zusammenzuhalten. Ab

und zu schmiss er wen hinaus. Ähnlich wie Frau Bock mit den Asylwerbern war er streng mit afrikanischen Künstlern, die sich z. B. gerne Instrumente ausborgten oder zu spät bei wichtigen Terminen auftauchten.

«Bernhard versuchte ein bisschen erzieherisch einzuwirken auf die Leute (lacht). Wir reden hier von Afrikanern, aber in erster Linie von Musikern. Musiker sind Musiker. Wir waren zwar auch Musiker, aber keine Profis. Afrika ist überhaupt die Wiege der Musik, man muss eigentlich dahin gelangen, wenn man sich für Jazz oder Blues interessiert. Schwierig ist der Ausdruck der westafrikanischen Musik in den kleinen Nuancen von Geschwindigkeit, Feeling und Virtuosität», sagt Musikerkollege Otto fasziniert. «Bernhard betonte seit den frühen 90er Jahren, als ich ihn kennen lernte, ständig die Gemeinschaft als das Wichtigste auf der Welt. Das war sein oberster Grundsatz und stand über allem anderen. Er hat aber ein bisschen auf sich selber vergessen, finde ich.»

Die erste Band der beiden hieß «Afro Disaster» («Wir waren nicht auf dem Höhepunkt unseres musikalischen Schaffens, spielten aber auch auf die politische und wirtschaftliche Lage Afrikas an ...»), was später geändert wurde, weil die neu dazugekommenen afrikanischen Musiker den Namen nicht so lustig fanden wie die Österreicher. «Einmal ging er mit einem Osama-Bin-Laden-T-Shirt in die Arbeit. Die Arbeitslosigkeit hat einiges geändert», erinnert sich Otto noch. Otto ist sauer auf seinen alten Kollegen. «Der hat sich geschlichen», moniert er leicht grantig. «Er wollte sich z. B. nicht mit seiner Familiengeschichte auseinander setzen. Er ist zu früh gestorben.»

Yann Hervo und Kerstin Kellermann

I N F O
Abschlussfest am 24. November ab 18 Uhr in der Graf-Starhemberg-Gasse/Ecke Mayerhofgasse. kontakt: yann_hervo@yahoo.fr

CliniclowN-Leiterin Verena Vondrak nun auch Theaterprinzipalin

Donna Quichotte gibt nicht auf

Auf der Bühne scheitert Verena Vondrak wieder und wieder auf das Vergnügliche. Im Leben hat sie als Clownfrau und künstlerische Leiterin der CliniclowNs schon so manches erreicht. Vor kurzem hat sie – gemeinsam mit KollegInnen – Wiens neueste Bühne eröffnet: Das Theater Olé mit 30 Sitzplätzen und 7 DirektorInnen.

Die geschriebene Geschichte der Clownerie ist Jahrtausende alt und männlich. Ihre gelebte Gegenwart aber wird immer weiblicher, wie das internationale Clownfrauenfestival CLOWNIN von 28. 11. bis 6. 12. anschaulich beweist: Künstlerinnen aus Brasilien, England und Israel, aus der Schweiz, der USA und natürlich auch aus Österreich kommen ins Wiener KosmosTheater, um mit ihren für erwachsenes Publikum konzipierten Programmen und Clowntheaterstücken vor Augen zu führen, dass sie bei aller künstlerischen Vielfalt eines gemeinsam haben: die Lizenz zum Lachen machen.

Eine von ihnen kommt aus Erdberg: Verena Vondrak wollte eigentlich Volksschullehrerin werden und hat diese Ausbildung auch abgeschlossen. Doch während eines Parisaufenthalts als Au-Pair-Mädchen kam dann schnell die berufliche Kurskorrektur: Es verschlug

sie Anfang der 80er Jahre in die berühmte Pariser Clownschule Jacques Lecoq, wo sie ihr künstlerisches Handwerk gelernt und damit ein künstlerisches Genre mit heimgebracht hat, das hierzulande damals noch kaum Tradition besaß.

»Donna Quichotte. Ein Tag mit der Heldin von der ritterlich-traurigen Gestalt« heißt Vondraks neuestes Solo-Stück, das am 2. 12. (19.30 Uhr) im KosmosTheater Uraufführung feiert. Die Figur dieser Donna Quichotte ist schon seit vielen Jahren in ihr gereift: eine Frau, die eine ganz klare Vorstellung vom Leben hat, nichts dem Zufall überlassen will und für ihre Ideale kämpft. Romantisch-verklärte Ideale und Sehnsüchte, die sich an einer harten Realität messen müssen und somit das Scheitern vorprogrammieren.

Gelotologie – die Lachwissenschaft

Härteste Realität erlebt Verena Vondrak auch selbst Woche für Woche, wenn sie sich einem weiteren beruflichen Schwerpunkt zuwendet: Seit 1992 ist sie auch CliniclowN, seit 2006 künstlerische Leiterin der Truppe und seit längerer Zeit schon selbst in der onkologischen Station des St. Anna Kinderspitals aktiv. Sie hat in all den Jahren dieser Tätigkeit gelernt, dass es für sie besser ist, sich nicht mit genauem Wissen über Befunde und Krankheitsstatus zu belasten, und sich stattdessen lieber spontan auf die Menschen in ihrem Gegenüber und auf ihre eigentliche Aufgabe zu konzentrieren: wie ein frischer Wind von außen das Lachen ins Krankenzimmer zu tragen. Das Lachen – diese faszinierende, angeborene Ausdrucksform des Menschen, die nicht nur in komischen und erheiternden Situationen zum Einsatz kommt, sondern auch als Entlastungsventil bei Angst oder nach überwundenen Gefahren hilfreich und wichtig ist. So wichtig, dass sich mittlerweile auch schon ein Wissenschaftszweig, die Gelotologie (griech. «gelos» = das Lachen), mit der heilsamen Wirkung des Lachens auf Körper und Psyche beschäftigt.



Das Clown-Handwerk in Paris gelernt: Verena Vondrak

Kaum eine Kunstform ist besser geeignet, dieser Vielschichtigkeit gerecht zu werden, denn gerade auch in der Clownerie liegen Tragik und Komik gleichzeitig eng verwurzelt.

Nicht nur als Clownin arbeitet die zweifache Mutter Verena Vondrak gern mit Kindern. Sie ist auch «Puppenspiel-Therapeutin» mit eigener kleiner Praxis – hat sie doch nach Paris auch an der Puppentheaterschule in Prag studiert und dieses künstlerische Wissen nun durch eine psychotherapeutisch angelegte Spezialausbildung in der Schweiz ergänzt. Nutznießer sind heute kleine Patienten, die mit der Trennung der Eltern, Schulproblemen, traumatischen Erlebnissen oder diversen Ängsten zu kämpfen haben und sich im Puppenspiel oft besser ausdrücken können als im Erzählen.

Kaum zu glauben, dass ihr bei all dem auch noch genügend Zeit blieb, vor kurzem gemeinsam mit KollegInnen aus der clownesken Zunft Wiens neuestes Theater zu eröffnen:

Das winzige kleine «Theater Olé» hat im Publikumsbereich ca. 30 Sitzplätze und auf der Bühne jede Menge kreativen Freiraum für Clowns, Narren, Komiker und andere schräge Vögel zu bieten. Und es hat sieben gleichberechtigte «TheaterdirektorInnen», die das kleine, aber feine Haus in Eigenregie auf die Beine gestellt haben: Neben Verena Vondrak und Ehemann Hubertus Zorell haben auch Helga Hutter, Ilka & Martin Kotal, Pete Belcher und Tanja Simma von der Renovierung bis hin zur Ausstattung und Organisation des Hauses selbst Hand angelegt. Eine risikoreiche Aufgabe, die allen sieben Riesenfreude bereitet.

Eine Chance fürs Genre Clownerie, die sie und viele andere Künstler in Zukunft zu nützen wissen werden, damit Clowns hierzulande in Zukunft nicht nur in Krankenzimmern, sondern endlich auch auf den Bühnen selbstverständlich werden.

Gabriele Müller-Klomfar

Kultivierung des gemeinsamen Schreibens: Wiener Wortstätten

Zuhause in der fremden Sprache

Vergangenen Monat hat in Wien das Festival «Roter Oktober» stattgefunden, das Teil des interkulturellen Autorentheaterprojekts Wiener Wortstätten von Hans Escher und Bernhard Studlar ist. Wer wie wann und mit wem geschrieben hat, lesen Sie hier ...

«Deutsch ist meine Sprache, es ist meine Arbeitssprache, es ist meine Lebenssprache. Auf Türkisch schreibe ich höchstens noch Liebesbriefe, wenn ich in einen Türken verliebt bin.» So erklärt die in Wien lebende Autorin Seher Çakir den aktuellen Stand der Dinge, der mit ihrer Muttersprache nicht mehr sehr viel zu tun hat. Mit 12 Jahren ist die heute erwachsene Frau nach Wien gekommen. Damals hat sie gar nicht gesprochen, kein Wort, etwa ein Jahr lang. Sie wollte erst damit anfangen, wenn sie es auch kann. Mittlerweile kann sie Deutsch nicht nur sprechen, sondern auch schreiben – was ihr die Teilnahme an dem interkulturellen Autorentheaterprojekt «Wiener Wortstätten» ermöglicht hat, mit deren Unterstützung sie am 20. Oktober erstmals ihr

Mund-Nehmen der Worte, der Umgang der Schauspieler mit dem Text, die Verbindung von Replik und Aktion – all das ist eine Ebene, die innerhalb von üblichen Arbeitsprozessen an Theaterhäusern vom Autor getrennt gehandhabt wird. «Dient in der Regel das Drama einer Inszenierung, so soll hier die Inszenierung zur weiteren Entwicklung des Textes beitragen», erklären die Organisatoren Escher und Studlar im Interview.

So weit kommt es allerdings erst in der Wortstatt Stufe II, die dieses Jahr Ende März losging. Bereits im Herbst 2007 wurden die vier Autoren Ursula Knoll (Österreich), Sina Tahayori (Iran), Semir Plivac (ehem. Bosnien-Herzegowina) und Seher Çakir (Türkei) ausgewählt. Bis Jahresende wurden innerhalb der Wortstatt I Konzepte entworfen, dann begann das Schreiben der Szenen, und schließlich standen die ersten Fassungen der Stücke im Frühling. Sie alle kreisen um die Themen Identität, Heimat, Suche, Reise, Beziehungen. In Sina Tahayoris «Eine kurze Sequenz des Begehrens» trifft der Iraner Bobby auf eine verflochtene Liebschaft. Ungünstigerweise ist sie die Mutter seines derzeitigen Partners.

In Ursula Knolls «Der Weg ins Glück» beweist die Designermöbeldesignerin Brigitte mit flinken Händen und scharfer Zunge ihre unumstrittene Kompetenz in Sachen Teint und Wimperntusche, wird aber steif wie eines ihrer Möbelstücke, sobald jemand versucht, sich ihr emotional zu nähern.

In Seher Çakirs «Sevim und Savas – Liebe und Kampf» kommt es zum Konflikt zwischen der jungen Sevim und ihren konservativen Eltern, da die sunnitische Familie den alevitischen Freund der Tochter nicht akzeptiert. Dass sie in Österreich leben, Sevim von ihm schwanger ist und er sie heiraten möchte, ändert nichts an der konsequenten Ablehnung.

Mutter vermisst die Melange-Sessions

Traurigerweise stammt die Inspirationsquelle für das Stück aus der Realität – bei einem Aufenthalt in Tirol erfuhr Seher Çakir von einem Paar, das in derselben Situation war. Weil die Unterschiede in der Religionszugehörigkeit unüberbrückbar waren, wurden die beiden in den gemeinsamen Selbstmord getrieben. Die Autorin fühlte sich durch diesen

Vorfall sehr berührt und kann nur schwer nachvollziehen, dass im 21. Jahrhundert, noch dazu in einem liberalen Gesellschaftsumfeld, solche Dinge passieren. Ihre eigene Familie hingegen hat sich in das österreichische Leben bestens integriert. Wenn ihre Eltern im Sommer nach Hause in die Türkei fliegen, so hält es ihre Mutter dort kaum länger als zwei Monate aus. «Sie vermisst ihre Melange-Sessions in den Kaffeehäusern und ihre Radtouren entlang der Donau», erklärt Seher Çakir mit einem Schmunzeln.

Neben dem Projekt der langfristigen gemeinschaftlichen Stückentwicklung haben die Wiener Wortstätten noch anderes auf dem Programm. So ist bei ihnen jedes Jahr der Oktober rot und vollgespickt mit Schreibwerkstätten und Veranstaltungen. Während des diesjährigen «Roter Oktober»-Festivals entstand beispielsweise die erste Fassung des «Donaudramas», welches zehn Autoren aus zehn an der Donau liegenden Ländern gemeinsam in Wien erarbeiteten. Am 10. Oktober fand die Premiere von «Through the Balkans», einer österreichisch-mazedonischen Koproduktion unter der Leitung von Hans Escher, Volker Schmidt und Dragana Lukan, in Skopje statt. Das multilinguale Stück wurde mit Schauspielstudenten aus Graz und Skopje erarbeitet und wird Frühling 2009 auch in Österreich zu sehen sein.

Spannend wird für die Veranstalter des Roten Oktober heuer auch der November – am 20. 11. 2008 findet nämlich die Verleihung des Nestroy-Theaterpreises statt, für den Hans Escher und Bernhard Studlar in der Kategorie Spezialpreis nominiert sind. Durchsetzen müssen sie sich gegen Andreas Beck (Neustart im Wiener Schauspielhaus) und Suse Wächter (Puppengestaltung für «Go West – Eine Familie wandert aus» von Saša Stanišić, Schauspielhaus Graz).

Valerie Kattenfeld



Das Team der Wiener Wortstätten mit ihren Autoren. Von oben im Uhrzeigersinn: Hans Escher, Semir Plivac, Ursula Knoll, Bernhard Studlar, Maria Wlassow, Sina Tahayori, Wolfgang Stahl, Seher Çakir (Mitte)

I N F O
CLOWNIN – Internat. Clownfrauenfestival 2008
28. 11.–6. 12. 2008
KosmosTheater
Siebensterngasse 42
1070 Wien
Tel.: (01) 523 12 26
www.kosmostheater.at
THEATER OLE
www.theater-ole.at
Beatrixgasse 3a/Ecke Baumannastraße
1030 Wien
Tel.: 0 699 18 81 17 71
E-Mail: theater-ole@gmx.at

«Auf der Flucht» – Eine dreiteilige Fernsehshow auf der Theaterbühne

Talkmaster Johnny

Aus Österreich nach Afrika flüchten!? Ja, das führte Johnny im Schilde, doch er schafft es nicht einmal ins Flüchtlingslager Traiskirchen. Aber, er traf Menschen, die am Rande der Gesellschaft leben, und solche, die diesen unter die Arme greifen. Für Johnny lautet daher das Gebot der Stunde: die Gesellschaft verändern – er wird daher Fernsehmoderator für prekäre Lebenssituationen.



Verdrehte Verhältnisse: Barbara Kraus und Hannes P. fishy Wurm schmiedeten mit Augustin TV für Johnny einen Fluchtplan mit «zynischer» Richtung – von Österreich nach Afrika

Ein Gespräch mit der Performancenkünstlerin Barbara Kraus und Hannes P. fishy Wurm, über ihr Gemeinschaftsprojekt «Auf der Flucht oder Johnnys Suche nach dem Sinn des Lebens», das zurzeit im brut-Theater läuft und im Winter auf dem Sender Okto als Produktion von Augustin TV ausgestrahlt wird.

Wer ist dieser Johnny, und wo treibt er sich herum?

Barbara Kraus: Johnny ist mein Agent, er wird von mir beauftragt, Dinge zu tun oder in Situationen hineinzugehen – früher vor allem unliebsame Dinge, die ich nicht machen wollte, wie Pressekonferenzen oder ein Treffen mit dem Morak (Anm.: Franz Morak war von 2000 bis 2006 Staatssekretär für Kunst und Medien) nach dem Regierungswechsel. Das war das erste Mal, dass er die Bühne verlassen hat und ins reale Leben geschickt worden ist. Johnny hat mit Morak über sein Mitlaufen bei der politischen Wende Klartext geredet. Dann folgten aus dem Kunstkontext, in dem ich mich bewege, wie Tanzquartier oder Festivals, Aufträge. Er hat mich dort vertreten.

Welches Konzept steckt dahinter?

BK: Johnny war von seiner Anlage her immer eine Strategie, die sich gegen Instrumentalisierung gewehrt hat. Ich habe den Eindruck, dass er jetzt in einem seltsamen Zwischenzustand steckt, den ich aber von außen betrachtet sehr interessant und fruchtbar halte. Ursprünglich habe ich den Johnny 1999 für die Arbeit «Wer will, kann kommen» entwickelt. Es ist darum gegangen, wie Frauen in der darstellenden Kunst ins Bild gerückt werden, welche stereotype Zuschreibungen bei Frauen gemacht werden. Ich wollte zeigen, dass das Geschlecht eine soziale Konstruktion ist. Den Johnny habe ich damals sehr platt konstruiert, damit er gut lesbar ist. Um dieses soziale Konstrukt Mann überzeugend rüberzubringen, wurde er mit Machoattributen ausgestattet. Er kommt aus einem Milieu, das stark mit meiner Kindheit verknüpft ist – spricht Dialekt, ist nicht besonders gebildet, hat aber Bauernschläue. Jetzt ist er nachdenklicher geworden – femininer, hat mir gestern (Anm.: nach der zweiten Talkshow) jemand gesagt. Im Grunde hat das 2005 in Leipzig im aussterbenden Stadtteil Plagwitz begonnen. Er ist dort herumspaziert und fragte PassantInnen, was Demokratie sei. Die Leute haben ihm erzählt, dass sie von

160 Euro im Monat leben müssten, Stichwort Hartz IV. Das war der erste Moment, wo der Johnny mit Wohlstandsarmut konfrontiert war, das hat ihn sehr betroffen gemacht. Es war auch das erste Mal, dass Johnny als Mann in Frage gestellt wurde. Meine These, dass Männlichkeit ein soziales Konstrukt ist, dem Eigenschaften zugeschrieben werden, und dass Mitgefühl nicht unbedingt eine ist, mit dem sich Männer ihre Identität konstruieren, wurde dadurch bestätigt.

Wie kam es zur Talkshow-Reihe?

Hannes P. fishy Wurm: Der Ursprung des Projekts ist im Buch von Klaus Brinkbäumer mit dem Titel «Der Traum vom Leben. Eine afrikanische Odyssee» zu finden. Der Autor, ein Journalist, hat mit einem ehemaligen Flüchtling dessen Fluchtroute bereist – über die Sahara nach Europa, also all die Stationen, für die der Flüchtling mit dem Immer-wieder-Zurückgeschickwerden über vier Jahre gebraucht hat.

Ich dachte mir, wie wäre es, wenn man die Flucht umdreht, d. h. wenn wir nicht mehr in Europa sein wollten und uns in Afrika ein Ideal aufgebaut hätten. Das hat natürlich etwas Zynisches, denn der Europäer hat natürlich die Möglichkeit,

jederzeit hin und her zu fahren. Mir war es aber ein Anliegen, Vergleiche herstellen zu können und das Ganze in einen abstrakteren Rahmen zu setzen. Das Projekt hat sich dann auf die Situation in Österreich konzentriert, wo der Rechtsschutz für AsylwerberInnen nicht mehr gegeben ist, wo der Europarat dezidiert gesagt hat, Schubhaft ist eine Art Folter und ist nicht mit den Menschenrechten konform. Man kann meinen, in anderen Ländern schaue es noch schlimmer aus, aber ich bin in Österreich und möchte hier mindestens Rechtsnormen haben, die nicht mit Füßen getreten werden, wie es mit Verfassungsmehrheit bei der letzten

Reform (Anm.: zum Fremdenrecht) geschehen ist.

BK: Philip Sonderegger (Anm.: von SOS Mitmensch) meinte, es sei ganz wichtig, diese Rechte zu erstreiten. Man muss ein Bewusstsein schaffen, dass man als Mensch eine Verantwortung trägt; es passieren Dinge, zu denen man sich in Beziehung setzen muss.

HPFW: Dass der oder die Andere auch als Mensch wahrgenommen wird. Welche Menschenschicksale hinter Flüchtlingen stecken, sieht keiner – das ist irre. Herr Bulayumi vom Afroasiatischen Institut war in der zweiten Talkshow zu Gast und hat in der Vorbesprechung ein sehr schönes Statement gebracht, nämlich: «Die Fluchtbewegung nach Europa ist eine politische Flucht, denn durch den Imperialismus können die Leute dort nicht mehr überleben, während die Wirtschaftsfucht zu einem Liechtensteiner Bankkonto führt.»

Das Problem solcher Veranstaltungen wie «Auf der Flucht» ist, dass 99 Prozent des Publikums für diese Themen sensibilisiert sind. Diejenigen, die man erreichen sollte, gehen nicht hin. Ist es daher nicht ein selbstreferenzielles Projekt?



Foto: Fishy

BK: Spannend dabei finde ich, dass es im Theater stattfindet – die Theaterwelt hat ja auch eine totale Selbstreferenzialität. Viele Leute aus dem Theaterbereich waren anwesend, somit beginnen sich diese Welten zu vermischen. Ich finde es wichtig, diese in sich geschlossenen Zirkel zu infiltrieren, deshalb ist der Johnny auch eine super Figur, da er in jede Welt hineingehen kann. Er ist ein Zwischenwesen, das die Spielregeln bis jetzt nicht so gut kennen gelernt hat und sie dadurch auch hinterfragen kann.

Die Gäste der ersten beiden Shows ziehen ideologisch am selben Strang. Was würde dagegen sprechen, jemanden einzuladen, der keinen liberalen Zugang zur Flüchtlingsthematik hat.

BK: Erstens hat es einen ganz pragmatischen Grund: Es ist viel schwieriger, an die Andersdenkenden heranzukommen. Neben diesem pragmatischen Grund war es auch eine bewusste Entscheidung, einerseits einen Ist-Zustand aufzuzeigen und zu analysieren, andererseits sollen die Leute mit einem Gefühl rausgehen,

Johnny, der Agent von Barbara Kraus, ist ein Zwischenwesen, das die Spielregeln der Gesellschaft noch nicht gut kennt und sie dadurch auch hinterfragen kann

dass nicht alles hoffnungslos ist, dass man etwas tun kann, wie Zivilcourage entwickeln. Das war uns wichtiger als einen kritischen Diskurs einzuführen im Sinne von Meinung und Gegenmeinung, was aber rein dramaturgisch betrachtet interessant hätte sein können.

Hast du als bekennende RadiohörerIn einen selbstironischen Zugang zum Format Fernseh-Talkshow?

BK: Was ich mit diesen Talkshows bezwecke, ist im Grunde ganz simpel: Ich möchte etwas über diese Themen lernen und dem Publikum einen Anreiz geben, sich mit diesen Themen nicht nur auf einer intellektuellen, sondern auch auf einer emotionalen Ebene zu beschäftigen. Ich habe den Wunsch, damit bei Leuten etwas in Bewegung zu setzen, sie sollen sich denken: Was könnte ich in meinem Umfeld beitragen, damit die Welt ein besserer Ort wird. Somit hat der Johnny einen Auftrag. Revolution wäre ein bisschen viel, denn wer glaubt schon daran, aber wenn man Revolution so definieren würde – das habe ich heute in der Früh im Radio gehört: «Viele Einzelne, die sich engagieren, können eine kollektive Kraft entwickeln, das ist schließlich auch das Prinzip, das der Demokratie zugrunde liegt», dieses Zitat stammt von Leo Hickman, der das Buch «Fast nackt» über ethisch korrektes Leben geschrieben hat.

Wir wollten ein Format entwickeln, um Themen wie Armut oder prekäre Lebenswelten besser ins Scheinwerferlicht rücken zu können. Ich habe noch immer viele Fragezeichen, denn ich schaue nicht fern, bin auch ohne Fernseher aufgewachsen und habe nur ganz wenige Fernseh-Talkshows gesehen. Ich finde dieses Format sehr schwierig, um Themen ernsthaft behandeln zu können. Aber ich finde auch, der Johnny ist dafür sehr gut geeignet.

HPFW: Letztendlich ist es auch ein Theaterprojekt. Wir überlegten, die Talkshows im Studio zu drehen, doch mir war es lieber, ins Theater zu

gehen. Dort ist eine Unmittelbarkeit gegeben, die Emotionen hervorruft.

Eine Besonderheit dieser Talkshows ist, dass Johnny KomoderatorInnen an seiner Seite hat, aber weshalb?

BK: Die Idee war, den Johnny etwas zu entlasten, dass er sein erworbenes Wissen nicht abrufbar parat haben muss und dass er auch ein Lernender sein kann, d. h. er kann noch Interesse oder Neugierde entwickeln, die Zusammenhänge auch verstehen zu wollen. Die Komoderatorin Corinna Millborn hatte den Auftrag, dem Johnny die Zusammenhänge zwischen Globalisierung, Flucht und Finanzkrise zu erklären. Im Publikum sitzen vielleicht Leute, die es auch nicht genau verstehen, aber sich nicht trauen, das zuzugeben, und sich nicht trauen, nachzufragen. Johnny traut sich nachzufragen, das ist sein großes Plus.

Das Gespräch führte
Reinhold Schachner

I N F O

«AUF DER FLUCHT ODER JOHNNYS SUCHE NACH DEM SINN DES LEBENS»
Der dritte und letzte Teil der Talkshow-Reihe ist zum Thema: Solidarisches Handeln und Denken – Alternativen gegen die Ohnmacht.

Mit: Anna Gruber (Verein Grenzenlos), Astrid Hackl (Plattform der Bürgerinitiativen), Martin Haiderer (Wiener Tafel – Verein für sozialen Transfer), Klaus Hofstätter (connecting people), Manfred Ecker (Linkswende) u. a.

Komoderation:
Philipp Sonderegger (SOS Mitmensch)
Dienstag, 25. November, 20 Uhr
brut im Konzerthaus
Lothringer Straße 20
1030 Wien
Eintritt: € 13,-/7,- ermäßigt

Die Sendetermine der von Augustin TV mitproduzierten und aufgezeichneten Shows standen bei Redaktionsschluss noch nicht fest. Sie werden im Augustin in der Rubrik Augenschmaus und im Web unter folgender Adresse veröffentlicht: www.okto.tv/augustin

Radiohinweis: Am Montag, dem 24. Nov., bringt Radio Augustin auf Orange 94,0 (im Kabel auf 92,7) nicht nur das Interview mit Barbara Kraus und Hannes P. Wurm, sondern darüber hinaus auch noch ein exklusives Gespräch mit Talkmaster Johnny.

Das ASOM-Potlatch und die süße Frucht einer Retzer Connection

Dreizehn Jahre Augustin

Dreizehn Jahre musste der Augustin warten, bis ihm jemand ein komplettes Geburtstagsfest schenkte. Es ist herrlich, ein Fest in eigener Sache geschenkt zu bekommen. Man muss keine Bierkisten schleppen, kann sein Geld am Konto lassen und braucht sich nicht streiten, welche Art von Musik angebracht wäre. Man braucht nur hingehen und genießen.

Nach einem Wörterbuch der Völkerkunde ist das Potlatch (Chinook-Wort für «geben») ein Geschenkverteilungsfest, das bei den Indianern an der Nordwestküste Nordamerikas üblich war. Potlatch-Feste fanden zu den verschiedensten Anlässen statt; die großen Potlatch-Feste bedurften langjähriger Vorbereitung, weil es um sehr wertvolle Geschenke ging. Nicht ganz so lang benötigten die 18 TeilnehmerInnen des Diplomlehrgangs an der Akademie für Sozialmanagement (ASOM) für die Vorbereitung ihres Potlatch. Das Resultat ist hoch zu preisen, als ein gleichermaßen preiswertes (für die beschenkten AugustinverkäuferInnen) wie preiswürdiges Unternehmen. Der ASOM-Lehrgang schenkte der Wiener Straßenzeitung aus Anlass seines 13-jährigen Jubiläums ein Geburtstagsfest im Metropoldi, Wien 17.

Die Vorgeschichte: Die im Kardinal-König-Haus im 13. Bezirk situierte Akademie für Sozialmanagement bietet seit 25 Jahren berufsbegleitende Qualifizierung für Führungskräfte im Sozial-, Gesundheits- und Bildungsbereich. Der Diplomlehrgang – heuer von 14 Frauen und vier Männern absolviert – wird mit einer Diplomarbeit und einer obligatorischen Abschlussaktion, die kollektiv vorbereitet und realisiert wird, zu Ende gebracht. Die Herausforderung besteht darin, die finale Aktion einerseits durch ihre Originalität, andererseits durch ihre soziale Qualität zu einem Höhepunkt des ASOM-Kalenders zu machen.

Wer von den Lehrgangs-AbsolventInnen auf die Idee kam, dem Augustin ein Fest zu schenken, war am Tage des Festes nicht zu eruieren; immerhin

gelang es zu recherchieren, wer es schaffte, den Schriftsteller Peter Turrini und die in diesem textlichen Rahmen unbeschreibliche Sängerin und Schauspielerin Gail Gatterburg zu einem Auftritt ohne Honorar zu bewegen. Es war der in Retz lebende Diplomlehrgangs-Teilnehmer Christoph Fasching, der die Retzer Connection zur Wohltätigkeit verlockte, ohne groß locken zu müssen. Peter Turrini, inzwischen beinahe schon Retzer Urgestein, kennt man spätestens seit seinem Stück «Minderleister» ohnehin als Lobbyisten für alle, die als «Ausschuss» der Hochleistungsgesellschaft auf der Strecke bleiben. Und die lebende Legende Gatterburg, die in einem Nebengebäude des Retzer Dominikanerklosters wohnt, ist unanständig genug, um sich mit einer Zeitung einzulassen, die mitunter zu Anstandsverletzungen ermuntert (z. B. wenn die «Anständigen» den BetlerInnen das Leben schwer machen).

Ihre Stimme ragte aus dem «Happy Birthday» für den 13 Jahre alt gewordenen Augustin heraus. Welch eine Ehre für den Jubilar dann ihr Auftritt mit dem Gitarristen Bruno Reiniger! Gail, die in New York Mitglied des großartigen La Mama Theatre und in Paris Mitglied des großartigen Le Grand Magic Circus war, die als Mitglied der Gruppe 80 den ersten weiblichen Alpenkönig abgab und die sich zusammen mit Alf Poier für den Songcontest bewarb, war präsent – und das allein wäre schon ein Grund, den VeranstalterInnen des Festes, den Herren und Damen SozialmanagerInnen, einen römischen Einser zu geben, wenn diese Krönung noch gängig wäre.

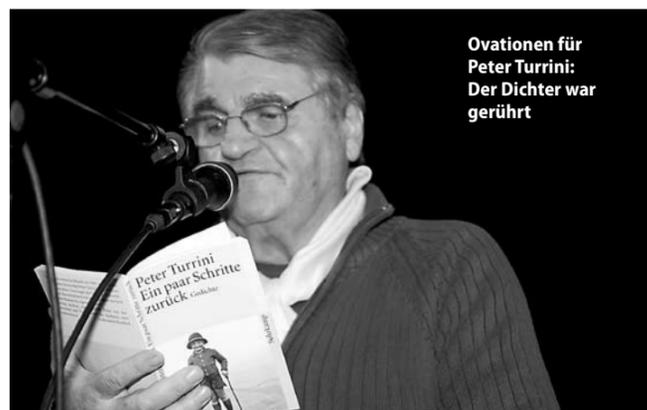
Zum Schluss war völlig unklar, wer mehr gerührt war: Peter Turrini, der mit «Zugabe! Zugabe!»-Rufen konfrontiert war, wie es bei üblichem Literaturszenepublikum nie der Fall ist? Oder die AugustinverkäuferInnen, denen von ausnehmend freundlichen Kellnerinnen – allesamt Lehrgangsteilnehmerinnen – ein Schweinsbraten nachgetragen wurde, der alles übertraf, was je an den Potlatch-Festen an der amerikanischen Nordwestküste zum Speisen bereitstand? Oder das Blues-Trio «Die Ministranten», das schon nach wenigen Nummern das ganze

Metropoldi zum Tanzen brachte? Oder vielleicht gar der Schreiber dieser Zeilen, als er das Cover der ersten Augustinausgabe als Marzipandekoration auf der Geburtstagstorte erblickte – jene von ihm laienhaft layoutierte Coverseite, in der nicht das geringste Versprechen lag, die «Sandlerzeitung» werde dereinst zu einer unübersehbaren Institution des sozialen Gewissens reifen ...

Robert Sommer



Riki Parzer, Augustin-Mitgründerin, und der Georgier Kimshishvili, der nach seiner Flucht zum Augustin kam, mit der Geburtstagstorte



Ovationen für Peter Turrini: Der Dichter war gerührt



Frau Sozialmanagerin serviert den Schweinsbraten



Gail Gatterburg und ihr Gitarrist Bruno Reiniger

FOTOS: MEHMET EMIR

Was meine Oma aus dem Jahr 2027 zu berichten weiß

Früher war alles besser!

Aus den privaten Aufzeichnungen von Danuta Pichler, 16 Jahre, 5. Oktober 2067

Meine Oma nörgelt immer an mir herum. Das kann ganz schön nerven. Aber wenn man bedenkt, dass sie die Einzige ist, die sich in unserer Familie über mich Gedanken macht, schätze ich ihre Kritik. Sie erzählt die bizarrsten Geschichten aus jener verrückten Periode, die man die «Roaring Twenties des 21. Jahrhunderts» nennt.

Die Oma – sie nimmt sich kein Blatt vor den Mund, ich sehe sie auf der Veranda ihrer Datscha sitzen, von ihrer Spinatzigarre paffen und laut fluchend ihre Krücke den Schwebemobilen der jungen Rowdies nachwerfen, die wieder mal zu laut um den Block geflitzt sind. In ihrem bauchnabelfreien Batikdirndl sitzt sie dort, ihr braun gebrannter Lederbauch sieht aus wie zerknittertes Pergament. Meine Eltern haben deshalb sogar den Kontakt mit ihr abgebrochen – nun, in Würde altern hat sie jedenfalls nie gelernt, die Oma. Diese Bauchfreimode aus den 20er Jahren ist wirklich das Letzte, nie und nimmer würde ich meinen Bauch herzeigen, eher schon meine Brüste. «Die können si' a sehen lassen, Danutička», kichert sie und zwickt mich in den Busen, worauf ich immer knallrot im Gesicht werde. Meine Oma ist die schamloseste Person der Welt, und mehr von der Welt als St. Pölten hab ich noch nicht gesehen, aber ich liebe sie heiß und innig – die Oma meine ich, nicht St. Pölten.

Letztes hat sie mir Karten für eines dieser erbärmlichen Swip-Swop-Konzerte gekauft, bei denen sie ihre Jugend abtanzte. Da stand ich mit ihr und tausend anderen Geriatrics in der Arena, in der Billy Pröll (der Sohn des seligen Joseph Pröll) 2017 den gesamten Landtag hatte ermorden lassen, und schaute den Alten beim Ausflippen zu. Diese völlig indiskutablen Swip-Swop-Bands kommen zumeist aus der «Freien Republik Mühl- und Waldviertel», wo sie für einen Hungerlohn auftreten, und kriegen bei uns Mördergagen, die sie nicht versteuern müssen. Der ganze Staat ist



Fortsetzung auf Seite 38

DICHTER INNENTHEIL

Fortsetzung von Seite 37

ein Witz, auch ihre gefälschte Urkunde, der zufolge das Herzogtum Wald- und Mühlviertel schon 987 bestanden haben soll! In die Säureminen von Unterrolberndorf mit ihnen! Aber gegen die traut sich ja doch niemand vorgehen, weil sie die Q-Bombe haben.

Oma geht mir mit ihrem Swip-Swop jedenfalls mächtig auf die Nerven. «Na, dann hör halt deinen kitschigen Koreanerpop!», zischt sie zwischen ihren dünnen Lippen hervor und spuckt auf den Boden. Ja, koreanischer Pop, wie ich ihn liebe: Kwan Kam Uk und Son Hor Do, Nancy Kwe – und am liebsten hab ich natürlich Kim Ku-Jäk, der nächstes Jahr nach St. Pölten kommt und mit seiner neuen Frisur noch viel besser aussieht, der ist sooooo süß!

Oma und ihre Generation hatten Swip-Swop, sie tanzten Harehead, Jingy-Bingy-Kolo, den Kalašnikow-Twist, den Piri-Piri und führten sich wie betrunkene

Waldviertler auf, dieses Lebensgefühl nannten sie «Mjörken». Niemand weiß, woher der Ausdruck kommt. Wir Jungen hingegen haben unsere eigenen Moden: Shiraz-zo, Twag, Drazz, wir trinken Yürük Blü und blödeln in einer eigenen aus Stuttgart kommenden Szenesprache namens Znöögg, bei der alle Vokale in Zwie- und Umlaute verwandelt werden. Über Sätze wie «Güb mür zwünzig Gülden ör i schlöck dön Böstön-höltör raunter» (der Zwielauf im letzten Wort ist immer wichtig) können wir, wenn wir auch schon ein paar Yürük Blü im Bluzza haben, stundenlang lachen.

Die alten niederösterreichischen Volkslieder werden eigentlich nur noch im Alevitischen Zentrum gepflegt. Weil die Türken dort so traditionsbewusst sind, kümmern sie sich nicht nur um die eigenen Traditionen, sondern, stellvertretend für uns, gleich um die unseren. Sie kriegen dafür sehr viel Geld von der Landesregierung.

Die letzten exotischen Liebhaber

Oma hat noch immer diesen Tick für alles Russische und Sibirische, der in den 20er Jahren besonders grassierte und der mir einen Großvater aus dem Ural bescherte, einen versoffenen Posaunisten aus einer Ska-Band, der, nachdem er Omas Bergbauernzuschuss und Kinderbeihilfe verprasst hatte, sich wieder in den Osten absetzte. Ihre Russophilie gab sie nie auf, deshalb heißt meine Mutter Jewgenija, und dass ich Danuta heiße, beweist, dass sich mein Vater, der Pichler (Besitzer einer Werkstätte für Schwebemobile) gegen die Oma nie durchsetzen konnte. Sie selbst wurde übrigens auf den um 2010 in ländlichen und halbstädtischen Kreisen noch immer beliebten Namen Shakira getauft, Shakira Hochholdinger.

Wenn Oma ihre Russen-Reggae-Chansons trällert und ihren Samoje-Neo-Punk krächzt, dann macht sie das mit diesem eingeschworenen Lächeln, das uns sagen soll: «Was wisst ihr denn schon von der Trauer und Freude, die ich mit den Liedern verbinde. Was wisst ihr denn schon von

meiner wilden Jugend?» In den 30er Jahren wanderte ihre Russophilie noch weiter ostwärts in die neu ausgerufenen Republik Transkamtschatkien, und es wurden ihr massenhaft Affären mit tschucktschischen, eskimoischen, kwakiutlartigen und samojeischen Wanderarbeitern nachgesagt. «De Tirken, Zulu und Illyrer kenn i scho inwendig», kichert die Oma, «oba de Transkamtschatkier san de letzten exotischen Liebhaber, außa de Woidviertler vielleicht. Oba glaubst, mia graust vor goa nix?»

Wo sie Recht hat, da hat sie Recht, die Oma.

Was die Oma zu frivol ist, das sind die Mama und der Pichler zu bigott. Diese neue Verklemmt- und Gottergebenheit erklärt Oma mit den Schicksalsschlägen, welche die Jugend ab den 30er Jahren, nach ihren goldenen 20ern also, zu erleiden hatte: der Untergang der USA, zwei europäische Kreuzzüge in den Orient, Inflation und Geldentwertung, dann – nicht zu vergessen – drei Generationen Pröll-Diktatur («Papa-Pröll», «Baby Pröll» und – der schlimmste von allen – Timur Pröll mit seiner grausamen Uigurengarde), weiters der Dinkelnkäfer, die große Hungersnot von 2047, die Ausbreitung der Hundsgemeinen Kondommorhel ... All das trübte die Lebenslust der Elterngeneration und trieb sie in die Hände von Kongregationen und Orden, die in den 40er Jahren wie die Agaven aus unserem Heimatboden sprossen: die Diskonter Gottes, die Wiedersäuer, die Antioxianten der Liebe, die Fidelen Sonntagsberg-Sufis und – am bizarrsten – Peters Gnädige Jungfrauen, ein Nonnenorden, der sich ganz dem Andenken des Heiligen Peter Rapp widmete, jenes abgetakelten und posthum heilig gesprochenen Entertainers, der bei einem sturmumtosten Weinviertler Zeltfest im Jahr 2015 fünf Busladungen voll Ursulininnen das Leben rettete, indem er aufgrund des Drahtmaschengewebes seines Toupets einen tödlichen Blitz auf sich lenkte. Um ihre Liebe zu ihrem Idol zu verewigen, tragen Peters Gnädige Jungfrauen teils künstliche, teils aber auch echte Peter-Rapp-Bärte.

Mauthausen, Woodstock blablabla

Fünffmal wollten meine Eltern die Oma schon entmündigen lassen, doch sie ist einfach zu mächtig. Geradezu unantastbar. Alles darf sie sich erlauben. Schließlich hat sie den Amaranth bei uns eingeführt – und die Yakzucht. Und während der Inflationen durch geistesgegenwärtig-schnelles Etablieren von Tauschringen tausenden Menschen das Leben gerettet. In Michlbach hat sie mit eigenen Händen aus dem Schutt des von den Persern bombardierten Lagerhauses ein Kulturzentrum aufgebaut,

JOST WAR IM THEATER

Gott ohne Jugend

Fünf SchülerInnen haben die Aufgabe, gemeinsam ein Referat über Ödön von Horváths «Jugend ohne Gott» für die Schule vorzubereiten. Kein leichtes Unterfangen für sechzehn – bis achtzehnjährige Schüler, die die Schnauze voll haben – von sich selbst – von der Gesellschaft – vom Nachbarn – vom Freund – vom missbrauchten Vertrauen – von falschen Idealen, spricht doch gerade Horvath in seinen Stücken und Romanen vom gnadenlosen Umgang eines, von den Menschen erschaffenen, Systems mit seinen hoffnungsvollen Individuen, die in den klebrigen Fäden des Spinnennetzes verrecken. Klar, die Triebe funktionieren immer, speziell beim Publikum der Sechzehn- bis Achtzehnjährigen, merkt man die Dringlichkeit der wachsenden Hormone – «Ah, Spritz!» – Gelächter! Natürlich fällt mir dann die oversexed Society ein, und Girlies, die ihre Brüste und Lippen aufspritzen (schon wieder!) lassen, um der Geilheit marktgerecht und schön konform zu entsprechen, «weil – Baby! – sonst bist du nicht im Rennen, sonst bist du nicht dabei! Klaro? Weil sonst wirst du nicht ordentlich durchgefickt und das ist doch das Entscheidende – oder?» Wozu noch von Ethik reden? Warum nicht die Lüge und die Dummheit als Maßstab nehmen?

Warum nicht einfach «dem Nächsten eine in die Goschen hau'n»?

Was nicht sichtbar ist, passiert trotzdem.

Die alten Faschismussymbole hängen auf der Bühne – ein Hitlerbild, ein Reh mit gebrochenem Genick. Und in den Gesichtern der um mich sitzenden Jugendlichen lese ich: «Das sind unsere Alten, die uns den ganzen Scheiß erst eingebracht haben, also eigentlich schon die zweite Generation nach dem Holocaust. Die halten sich für aufgeklärt, progressiv und hinterlassen uns die Kahlheit einer glatt rasierten Welt ohne Boden, ohne Zukunft. Ausgebeutet, schon unsere Jugend. Und als Wähler sind wir auch schon was wert. Und im Mittelpunkt der Marktwirtschaft stehen wir auch, deshalb kriegen wir auch schon Schülerkonten, damit wir fleißig konsumieren können und uns in die Abhängigkeit begeben, und brav den Schwachsinn, der uns vorgekauft wir, einverleiben, solange bis wir nicht mehr wissen, woraus wir bestehen und woher wir kommen.»

Gott hat seine Jugend verloren.

Insofern beantwortet mein Titel auch die Frage nach meinem persönlichen «Glauben».

Natürlich existieren Dinge, die außerhalb unserer verstandesmäßigen Reichweite liegen und die, auch nur im fortgeschrittensten Maße, mittels emotionaler Intelligenz zu erraten sind – und diese «Dinge» benenne ich GOTT. Manche sagen ALLAH. Andere BRAHMAN.

Niemand muss religiös sein, um glauben zu können, und wir sollten uns sehr bald und sehr ernsthaft mit den veralteten Begriffen wie Ethik und Respekt dem allgegenwärtigen LEBEN gegenüber auseinandersetzen. Zeit wird's, Kinder!

Und unbedingt mehr Horváth lesen!

Jella Jost sah JUGEND OHNE GOTT nach Ödön von Horváth (Regie: Karl Wozek) im Dschungel Wien am 9. Oktober. www.theater-wozek.at



in dem sie Konzerte, Lesungen – ja sogar wissenschaftliche Symposien veranstaltete. Das legendärste war wohl jenes, als sie die namhaftesten Intellektuellen des Yetivolkes zu dem Thema «Reinhold Messner – Wirklichkeit oder Mythos» an einem Tisch vereinte. Dass sie sich den Bestaussehenden als Lover nahm, brauche ich wohl nicht extra erwähnen. Ihre größte Leistung aber war die Beendigung des Zweiten Kreuzzugs.

Als dieser immer grausamer wurde und ein Ende immer weniger abzusehen war, kratzte sie kurz entschlossen all ihr Erspartes zusammen, nahm ein Schwebetaxi nach Teheran, trat dort mutterseelenallein, nur mit einer Peitsche aus Waldviertler Feuersalamanderleder bewaffnet, zwischen die kämpfenden Parteien und verprügelte beide, dass ihnen, so sie überlebt haben, jetzt noch der Hintern am Jahrestag dieses denkwürdigen Ereignisses blau anschwillt ...

Im Herbst beginne ich in Košice, unserer Hauptstadt, mit der Hotelfachschule. Bloß der Gedanke, bei der Oma nicht jeden Tag auf einen Bilsenkrautsamenten vorbeischaun zu können, zerreißt mir das Herz. Aber sie hat mir versprochen zu schreiben. Gott sei Dank bin ich aus dem Gymnasium raus. Algebra und der langweilige Deutschunterricht bei dem fischgesichtigen Magister Moser mit seiner weibisch-weichen, fischigen Art. Und ständig diese blöden Uraltgedichte: Wolfgang Amadeus Goethe, Reinhard Mey, Edward Mörike, Falco und wie diese Uropas auch alle heißen mögen. Das 20. Jahrhundert mit seiner Nazischeiße war überhaupt der Tiefpunkt der Geschichte; Mauthausen, Woodstock blablabla ... Oma sagt, dass könne man nicht so verallgemeinern, und hat vermutlich Recht damit. Aber was kümmert's mich? Ich lebe jetzt, so wie Oma ihr schönes 2027 hatte.

Vergilbte Fotos vom Jungbäuerinnenkalender

Ich bewundere die Oma abgöttisch. Nur ihr ständiges Quatschen über Sex ist mir peinlich. Ich weiß schon, sie will mich dem Einfluss der Eltern entziehen, aber muss sie immer so übertreiben? Dann zeigt sie mir die vergilbten Fotos vom Jungbäuerinnenkalender aus dem 28er-Jahr,

wo sie nackt auf einem Yak Rodeo reitet. Zugegeben, sie war eine wunderschöne Frau und hat sich immer genommen, was sie wollte; aber so sehr ich die Körperfeindlichkeit von Mama und dem Pichler ablehne, schockiert mich ihre übertriebene Lockerheit in diesen Dingen. Meine Eltern, spottet die Oma und prustet dabei immer vor Lachen den selbst gebrannten Agavenschnaps aus, würden ihre Geschlechtssteile (dabei verwendet sie ganz eklige russische Ausdrücke) nur zum «Soachen» verwenden, und nicht einmal dabei würde der Pichler treffen. Oma ist felsenfest überzeugt davon, dass sich meine Eltern seit 20 Jahren nicht geküsst haben, früher am Anfang, beim Feuerwehrball hätten sie es getan, aber nie aus innerem Antrieb, sondern nur, «weil die Leut zug'schaut ham».

Ich bin sehr schamhaft, aber eines ist mir klar: Ich und der Mann meines Lebens werden unsere Kinder auf natürliche Weise zeugen, nicht so wie die Mama, die tief gekühltes Pichlersperma mit der Sonde ... Das steht fest. Diese Generation ist einfach krank! Oma lacht mich aus, weil ich mich mit dieser Ansicht für rebellisch halte.

Nun, es gibt schon einen Süßen, und gestern habe ich mich der Oma anvertraut. Er heißt Ali, wir treffen uns schon seit eineinhalb Jahren im Alevitischen Zentrum und musizieren gemeinsam, uralte niederösterreichische Volkslieder, er auf der Saz, ich auf der Steirischen; Lieder vom Pielachtal-Echo und den Sitzenthaler Sitzenbleibern. «Schatzl, Schatzl, für di allein, lass i sogoa döo Angeln sein» ist unser Lieblingslied. Ich spüre eine tiefe, sehr tiefe Verbundenheit mit Ali, und die ist – ich muss es zugeben – nicht nur seelischer Natur. Der Feigling traut sich einfach nicht, was ich auch sehr süß und nobel finde, aber ich fahre im September schon nach Košice, und wenn es diesen Sommer nicht passiert, dann passiert es nie, oder ein anderer wird sich meinen Schatz nehmen, und ich werde ihn mir nehmen lassen, traurig, dass der blöde Ali, der es wahrscheinlich auch will, so unsicher ist. Worauf ich jedoch Gift nehmen kann: dass ich in diesen Dingen in meiner verrückten Oma immer eine treue Verbündete und Beraterin haben werde.

Richard Schuberth

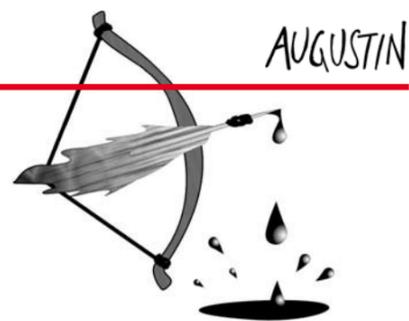
Wir modellierten Hertha Kräftner

Am 4.11. fand im Literaturhaus Matersburg die Präsentation des Buches «Berührungen, Hertha Kräftner zum 80. Geburtstag» statt. Die besondere Bedeutung für uns: Sechs AutorInnen aus der Augustin-Schreibwerkstatt haben dieses Buch literarisch gestaltet.

Begegnet hatte es damit, dass uns Frau Katharina Tiwald vor Ort besuchte und ausgewählte Prosastellen, Gedichte und Briefe von Hertha Kräftner mitbrachte. Sie, K. T., arbeitete daran, Hertha Kräftner in von GegenwartsautorInnen eigens dafür verfassten Texten zu modellieren. Jede dazu eingeladene Person habe dabei die Doppelfunktion eines literarisch Schreibenden und eines Experten für einen ihm zugeordneten Aspekt der Kräftner-Literatur. Uns waren Textproben zugeordnet, die mit sozialem und emotionalem Verlieren zu tun hatten, und wir sollten Gegentexte und Kommentare zu den Werkproben und/oder zur Autorin selbst liefern. Eine große Herausforderung. Zum einen hatte noch keiner von uns je den Namen Hertha Kräftner gehört. Zum anderen ist Hertha Kräftners Schreibweise nicht gerade leichte Kost.

Dafür war die Zusammenarbeit mit Katharina Tiwald reine Freude. Sie enthielt sich jeder Beeinflussung, behielt sich nur aufmerksames Zuhören und sorgfältige Auswahl unserer Produkte vor. In völliger Schreibfreiheit und ganz auf uns selber gestellt bewältigten wir schließlich die Aufgabe. Und nun ist dieses Buch erschienen. 23 (!) AutorInnen haben der 23(!)-jährig verstorbenen Schriftstellerin posthum zugeschrieben. Und 6 davon, mehr als ein Viertel (!) also, aus unseren Reihen. Eine Rechnung, die uns ein bisschen freudig erröten lässt.

Wer war nun diese Hertha Kräftner? Sie wählte 1951 mit nur 23 Jahren den Freitod, auf den sie seit Jahren konsequent zugelebt hatte. Vielerorts wird sie als beste Nachkriegslyrikerin neben Ingeborg Bachmann gewertet. Hans Weigel, Förderer und zynischer Kommentator zugleich, bezeichnete sie als «Selbstmörderin auf Urlaub». Ihre Lyrik ist, wie schon gesagt, keineswegs leichte Kost und erfordert vom Leser höchste Konzentration. Noch nie zuvor habe ich etwas so Tiefschwarzes und Pessimistisches gelesen wie von ihr. Ob Gedicht, Erzählung oder Brief, man findet nicht das kleinste Fünkchen Zuvorsicht oder gar Humor. Sie muss ein todunglücklicher Mensch gewesen sein, der als



AUS DER SCHREIBWERKSTATT

letzte Konsequenz nur einen Ausweg sah, nämlich sich selbst zu töten.

Wie die geschätzten LeserInnen sich nun vielleicht besser vorstellen können, war es mir und anderen ein Anliegen, etwas Optimismus, etwas subtilen Humor und etwas Leichtigkeit in die Gegentexte zu bringen, die dunkle Gestalt in textgewordenem Gegenlicht erscheinen zu lassen. Und dabei nicht zu sehr vom gebotenen Material abweichen! Puhh!

Zwei Monate Zeit. Zwei Monate sich immer wieder einlesen. Zwei Monate Arbeit an fremden Texten, und damit auch an sich selbst. Am Ende gibt es Lob und Freude über das gemeinsam Gelungene, ein bisschen Bescheidenheit und ein bisschen Größenwahn.

Wer neugierig geworden ist und/oder noch ein gediegenes Buch als Weihnachtsgeschenk braucht: Die «Berührungen...» sind im Buchhandel auf Bestellung erhältlich: edition lex liszt, ISBN: 978-3-901757-84-6. Eine ausführliche Darstellung der spannenden Entstehungsgeschichte wird am 9. 12. um 19 Uhr im Literaturhaus Wien im Rahmen eines Symposiums mit der Herausgeberin und eingeladenen ExpertInnen zu hören sein.

Zum Schluss eine Anleitung, wie Sie eine kleine Geschichte erfinden können, ohne dafür ein Konzept oder eine Idee im Kopf zu haben:

Schreiben Sie ein beliebiges längeres Wort von oben nach unten an den linken Blatt- rand, und von unten nach oben an den rechten. Ergänzen Sie sodann die Zwischenräume zu Wörtern. Zum Beispiel:

A	...	T	A	utoma	T
D	...	N	D	ämo	N
V	...	E	V	orn	E
E	...	V	E	inbruchsmoti	V
N	...	D	N	adelwal	D
T	...	A	T	anzgal	A

Bauen Sie diese Wörter in eine frisch erfundene Geschichte ein. Erschweren können Sie die Aufgabe, indem die Pflichtwörter immer am Ende eines Satzes stehen müssen. Viel Spaß beim Schreiben, und besuchen Sie uns doch einmal.

Traude Hlawaty

Leben des Lebens wegen!

Mein Name ist Norbert Johannes Wintschnigg. Die meisten kennen mich als Blondie. Geboren wurde ich in Graz; für die, die es nicht wissen: dies ist die schönste Stadt Europas! Ja, ich bin ein echter und stolzer Steirerpatriot, obwohl ich schon 26 Jahre in Wien wohne. Meine Kindheit verlief sehr umsorgt. Ich war sozusagen das Nesthäkchen. War nicht gerade der bravste und fleißigste Schüler, außer in den Fächern, die mir Spaß bereiteten. Besuchte auch die erste Musik- hauptschule in Graz. Mit 13 verlor ich meine geliebte Pflegemutter und kam in ein Heim.

Nach der Schule versuchte ich es als Verkäufer, was aber nicht lange anhielt – ich konnte die Bekleidungs Vorschrift nicht einhalten. Danach lernte ich Automechaniker. In meiner Freizeit war ich bei den Pfadfindern, lernte Flöte und Melodika, sang auch im Schulchor mit oder betrieb Leichtathletik. Eigentlich kann ich sagen, ich hatte eine schöne und unbeschwertere Kindheit.

Jetzt werden Sie sich fragen: Warum landet er dann in Wien beim Augustin? Angefangen hat es damit, dass ich eigentlich nur einen kurzen Urlaub in Wien machen wollte. Lernte ein Mädchen kennen – und ehe ich es merkte, waren schon Weihnachtsferien vor der Tür. Auch habe ich den Komfort der Anonymität kennen gelernt. Wenn man mal allein sein will, ist sie vorteilhaft, aber sie kann auch zu einem Bumerang werden. Für mich war die Anonymität der Großstadt eine Falle. Ich

wurde obdachlos. Gut 15 Jahre habe ich auf der Straße gelebt, und nebenbei ging ich durch verschiedene Stationen des «betreuten Wohnens». Zu den damaligen Zeiten war die «Betreuung» eher so etwas wie ein Entmündigung – so nach dem Motto: Entweder passt du dich an und wir sagen dir, was du zu tun hast und was nicht, ansonsten kommst du zurück, wo du hergekommen bist.

In dieser Zeit kam ich manchmal mit dem Gesetz in Konflikt, was mir einige Gefängnisstrafen einbrachte. Vor ca. zwölf Jahren bin ich durch Zufall zum Augustin gekommen. Wo ich noch heute mitarbeite. Von dorthier kennen mich sicher etliche der Leser.

Vor etwa zehn Jahren wurde ich auf eine Gruppe von Leuten aufmerksam. Als ich an einem Vormittag im Augustin-Büro auftauchte, fiel mir ein Flyer auf, der auf dem Tisch lag. Es handelte sich um eine Gruppe, die ein unabhängiges Wohnhaus für Obdachlose plante. Und so kam ich zum Projekt NeunerHaus. Meine Anregungen als Betroffener konnte ich hier einbringen, zum Unterschied von anderen Einrichtungen, wo kein Betroffener mitreden darf. Ein besonderes Anliegen war mir, dass Obdachlose auch mit ihren Hunden einziehen dürfen. Damals war es sonst nirgends erlaubt, Haustiere in die Obdachlosenheime mitzunehmen. Du hattest die Wahl: Entweder du trennst dich vom Hund oder du bleibst auf der Straße. Auch das Problem Alkohol

haben wir sehr lange und ausführlich behandelt. Denn damals war es üblich, dass man als alkoholkranker Obdachloser leicht seinen Platz im Notquartier verlor.

Natürlich hatten sich in den Jahren, bis wir unser erstes Haus hatten, noch etliche Probleme aufgetan. Ich bin stolz, dass es heute drei Neunerhäuser gibt. Die Nachfrage ist noch immer so groß, dass wir ein viertes und ein fünftes in Wien brauchten. Ich wohne nun selbst schon seit dem 15. November 2007 mit meinen zwei Hunden im ersten NeunerHaus im 3. Bezirk. Wir fühlen uns sauwahl, nicht nur, weil es extrem ruhig ist, sondern weil einer meiner Wünsche in Erfüllung gegangen ist: Menschenwürde vor Bürokratie. Über das NeunerHaus vermittelt, konnte ich auch einen Computerkurs des AMS absolvieren.

Was die Zukunft bringt, weiß ich nicht, aber eines ist gewiss: Nie wieder auf die Straße! Vielleicht finde ich Arbeit in einem Garten oder Friedhof. Einen Wunsch hätte ich schon noch. Ein kleines Häuschen mit einem großen Grund, auf dem ich selbst Gemüse und Pflanzen ansetzen kann. Das Haus kann ruhig restaurationsbedürftig sein, ich hab ja Zeit, es selber zu reparieren, und meine Hunde hätten eine Spielwiese. Ansonst bin ich eigentlich zufrieden. Ich wünsche allen Leserinnen und Lesern alles Gute für die Zukunft, und falls sie etwas für das NeunerHaus tun wollen: Spenden werden immer gebraucht!

Blondie

Purple Scarf

running after a red balloon
so am I with my scarf, I must have it back.
Purple Scarf! Purple Scarf!
Speak to me! Utter a syllable...
Where are...?
... in a laundry basket?
under the kitchen sink? crumpled in a ball
and tossed in a corner at the back of my closet?
Where?
I need you to cover my belly, my loins,
to dance the dance of the seven veils with
you,
dance the dance of the seven purple scarves.
Want to lay you across my brother's dead
face,
to wrap you around my dead father's jaw,
to bathe with you,
wash my lover with you.
I want to wear you to work, ride the subway,
teach English and describe conditions with
you:
likely, unlikely or impossible
To take a trip around the world,
on foot,
by train, ship or jet.
I'll lend you to my children, lend you,

then get you back again.
I'll put you in my will! Who'll get you then?
I want to find
peace with you.
Peace in the Balkans, peace in Florida and
Wisconsin,
peace in Iraq, peace for all telephone opera-
tors who have
four phones ringing at once, peace in the
minds of computer
technicians and scientists, peace for all po-
ets, peace for
my sister and all our girlhood friends.
Purple Scarf, Purple Scarf
Where? Where? Where? Where?
Where is what I've worn,
what I wear
like to wear.
Where's the ware I want?
Purple deep, lovely deep.
Bold, bright, brilliant
I'm in a panic about the purple thing, didn't
rest
but dreamt dreamt dreamt about YOU.
You've made a materialist out of me –
you are razzmatazz, pizzazz!

Hillary Keel

OTTAGRINGO



Meine Tochter war eine Munie. Tagebuch einer Befreiungsaktion, Teil 4

Der lange Weg zurück

Barbara war wieder frei. Johanna und Roman, ihre Eltern, und Fritz, Barbaras Freund, hatten sie bei ihrer Begegnung im Mun-Camp bei San Francisco davon überzeugen können, mit ihnen mitzukommen. In zähem Ringen, neun nervenaufreibende Stunden lang auf der Brücke, die ins Camp hineinführt. Drei Monate in der Mun-Sekte waren damit für Barbara vorbei. Aber es war erst der Anfang eines langen Weges zurück in ihr voriges Leben. Deprogrammierer, ehemalige Munies und erfahren im Umgang mit den psychischen Folgen der Gehirnwäsche – von der Mun-Sekte als «faithbreaker» verteuftelt – unterstützen AussteigerInnen wie Barbara dabei, die Erlebnisse zu verarbeiten.

Samstag, 4. April

Roman, Fritz und Jenny fuhren nach San Francisco hinein, um das Quartier aufzulösen und verschiedene Erledigungen zu machen. Barbara und ich blieben zurück. Wir gingen spazieren, zuerst war sie wie hinter einer Mauer, dann geriet sie ins Erzählen, bis plötzlich ein Auto hupte – sie fuhr zusammen und ich war erledigt. Wir kamen bei einer Gärtnerei vorbei und gingen hinein. Wunderschön! So viele unterschiedliche Blumen, Orangen und Zitronenbäumchen mit vielen Früchten drauf. Mittags mussten wir zurück, unser Motel räumen. Wir packten alles zusammen – es war ja nicht viel –, setzten uns dort auf den Boden und warteten. Da kamen wir endlich ins Reden. Sie sagte mir, dass sie große Angst habe, dass Vati jemanden hole, einen «faithbreaker». Von denen habe sie schon so viel gehört, vor denen

seien sie immer gewarnt worden. Sie würden mit allen Mitteln versuchen, Munies vom rechten Weg abzubringen. Sie hatte regelrechte Angst vor ihnen. Ich konnte sie nur schwer beruhigen. Ich sagte ihr immer, dass wir ja nur das Beste für sie wollten und bestimmt nichts machen würden, was ihr schaden könnte. Bei der Gelegenheit erzählte ich ihr auch von Gary Scharff, den ‚deprogrammierer‘, den wir kontaktiert hatten. Ich sagte ihr nicht, dass er auch Geld verlangte. Wir wussten selber noch nicht, wie viel. Eigentlich hatte man uns ja gesagt, die «Guten» würden kein Geld verlangen. Aber wem sollten wir glauben, wem konnten wir vertrauen, wenn nicht Dr. Valentin und Henriette Crampton (Anm.d.Red.: Mun-SektenexpertInnen aus Wien und den USA). Allein hätten wir das sicher nicht geschafft. Es war ein sehr gutes Gespräch, und ich hatte das Gefühl, sie vertraut mir. In der Früh riefen wir zu Hause an und sprachen mit Gundi und Martin (Anm. d. Red.: Geschwister von Barbara). Ich hatte solche Angst, dass sie vielleicht Barbara etwas Falsches fragen würden. Reden durfte ich ja auch nicht zu viel. Es war alles so schwierig! Ein falsches Wort und sie machte wieder zu oder wurde ungehalten. Um zirka halb zwei kamen die drei zurück, und wir fuhren an die Küste. Als wir durch San Francisco fuhren, packte Barbara die Panik und sie rutschte angstvoll auf den Boden des Wagens. Vieles können wir noch nicht verstehen, weil sie sich ja noch so wenig öffnet. Am Strand angekommen, badeten wir unsere Füße im Pazifischen Ozean. Immer wieder denke ich an die langen Stunden auf der Brücke zurück. Gary

hatte uns ja eingeschärft: Wenn wir mit ihr und den Munies reden, immer freundlich sein, nicht schimpfen, lächeln, lieb sein. Aber wir konnten uns phasenweise einfach nicht daran halten, es war einfach nicht möglich. Und ich glaube, es wäre auch nicht richtig gewesen, wenn z. B. Roman nicht gesagt hätte: Denk an dein Studium; ich will nur, dass du es fertig machst, dann kannst du ja machen, was du willst. Gott kann doch nicht wollen, dass du keinen Beruf hast. Wir handelten intuitiv in der Situation, im Glauben, dass es richtig war, nicht nachzugeben. Sie musste ja wieder zu denken beginnen. Es ist doch eigenartig, was man alles aushalten und verkraften kann. Manchmal dachte ich, jetzt sei Schluss, ich könne nicht mehr. Diese vielen Stunden der Anspannung. Ohne wirkliche Pause! Doch gleich darauf dachte ich dann immer: nur nicht aufgeben!

Wir mieteten uns in der Half Moon Bay Lodge ein. Wir hatten wieder ein Apartment. In die alte Pension trauten wir uns nicht mehr zurück. Wir wollten nichts riskieren. Den Samstag warteten wir die ganze Zeit, ob Barbara mit Gary reden wolle. Doch es kam nichts von ihr, und drängen wollten wir sie nicht.

Sonntag, 5. April

Heute ist Barbaras Geburtstag. Was für ein schöner Tag für uns! Wir haben sie wieder. Roman und ich waren wie üblich schon zeitig wach und machten um halb sieben Uhr früh einen Spaziergang. Ich wollte ein paar Blumen für Barbara finden, es waren ganz simple Feldblumen. Während unseres Spaziergangs kamen wir uns vor wie die Rattenfänger, ein ganzes Rudel Hunde begleitete uns. Die Gegend hier ist wunderschön, der schöne Strand, üppiges Grün – hier könnte man es aushalten. Wir kauften im nahen Supermarkt ein und kochten uns das Frühstück selber, das schmeckte uns besser. Barbara begann das Buch von Oliver Hammerstein (Anm. d. Red.: kurz zuvor erschienener Erfahrungsbericht eines ehemaligen Munies) zu lesen und las eigentlich den ganzen Tag. Roman schlief, Jenny und Fritz gingen laufen. Am Nachmittag legte ich mich zu ihr aufs Bett und fragte, ob es so war, wie im Buch beschrieben. Sie sagte, ja, es stimme alles. Ich war sehr erleichtert, denn wir hatten Angst gehabt, ihr etwas zu geben, was sie für falsch oder verzerrt dargestellt hielt. Da begann sie das erste Mal so richtig zu erzählen. Sie war auf der Suche nach Quartier



gewesen. Eine Jugendherberge, bei der sie war, war geschlossen. Also ging sie zwei Stunden durch die Stadt. Es sprachen sie zwei Burschen an, die sie sympathisch fand. Sie hatten ein anregendes Gespräch. Die beiden fragten sie schließlich, ob sie nicht mitkommen wolle ins Zentrum auf einen Kaffee, dort könnte sie mehr erfahren über die Organisation. Sie lehnte ab, weil sie zuerst einen Platz in der Jugendherberge suchen wollte. Doch die beiden überredeten sie, sie ging mit. Es war so eine nette Atmosphäre dort, dass sie blieb. Als sie fragten, ob sie nicht ein Wochenende mitfahren wolle auf eine Farm in einer schönen Gegend, wo sie weiter diskutieren könnten, willigte sie ein. Zwei Tage kosten 20 Dollar, dachte sie sich, das ist wirklich billig, und warum soll ich es mir nicht ansehen? Sie fuhren ins Camp E. Hier weiß ich nicht mehr die weiteren Details. Ich musste ja immer nebenbei, während sie mir erzählte, überlegen, was kann ich sie fragen, wann ist es zu viel, hoffentlich mache ich nichts falsch. Bei gewissen Dingen, die ich sagte oder bei denen ich nachfragte, sagte sie sofort: Mutti, hör auf, und wurde ganz unruhig. Es war sehr schwer, aber ich freute mich sehr, dass sie endlich einmal ins Reden kam. Doch ganz plötzlich war wieder Schluss.

Am späten Nachmittag gingen wir essen. Wir warteten immer auf ein Wort von ihr, ob sie mit Gary Scharff reden wollte, es half uns ja viel, dass Gary auch bei der Befreiung von Oliver Hammerstein mit dabei gewesen war. Und

nachdem sie sah, dass es so war, wie er schrieb, glaube ich, vertraute sie uns. Doch sie sagte nichts.

Im Lokal kam die Kellnerin mit einem Stück Torte mit einer Kerze drauf, wir sagten alle «Happy Birthday to you». Da sagte sie plötzlich, jetzt wolle sie mit Gary reden, also gingen wir nach Hause. Dann wieder, nein, sie wolle ihn doch nicht sehen, und so ging es hin und her. Wir mussten ihr immer wieder versprechen, dass wir nur ihr Bestes wollten. Doch sie hatte so viel Negatives über die «faithbreakers» gehört.

Als wir Gary anriefen, fragte er, ob er seine Frau mitbringen solle. Betty Scharff war auch vier Jahre lang Munie gewesen und auch durch ihre Eltern weggekommen. Freiwillig, im Unterschied zu Gary, der von seinem Vater entmündigt worden war. Das war damals möglich. Er war viereinhalb Jahre dabei, er war bereits Mun-Lecturer. Und nun hilft er jungen Leuten, von dem allen wieder loszukommen. Sie kamen um sieben am Abend und blieben bis halb eins. Es war alles sehr anstrengend, wir mussten Barbara halten, sie war sehr unruhig. Betty hat mit ihrer Mutter ein Buch über ihre Erfahrungen geschrieben. Sie wünschte Barbara alles Gute zum Geburtstag und schenkte ihr das Buch mit einer Widmung. Und vor allem kannte sie viele, viele Leute, die Barbara auch kennen gelernt hatte, und ich glaube, das war gut als Gesprächsbasis. Ein guter Anfang ist gemacht, dachten wir erleichtert.

Montag, 6. April

Roman und Fritz fuhren ins Mun-Center nach San Francisco, um Barbaras Sachen abzuholen. Barbara und ich gingen zu Mittag hinunter zum Strand. Es war sehr windig, und daher waren kaum Leute da. Barbara las und schrieb, ich nahm mir auch mein Buch mit, um zu schreiben. Es war sehr hart für mich zuzusehen, wie sie litt. Sie weinte viel. Wie konnte ich ihr helfen? Wir blieben bis halb 5 und gingen dann nach Hause. Fritz und Roman waren schon da. Leider war alles anders, als wir gehofft hatten. Im Center hatten sie gar nichts zurückbekommen. Danach ins österreichische Konsulat: Die machten Roman ganz fertig. Wieso wir uns nicht gemeldet hätten? Sie hätten schon so lang auf uns gewartet etc. Sie beschworen ihn, sofort abzufliegen. Sie würden Barbaras Sachen später mit der Polizei rausholen. Wir aber sollten so schnell wie möglich fort. Sie wussten eigentlich nichts Konkretes, was uns passieren könne, doch sie sagten, dieser Vereinigung stünden Mittel zur Verfügung, die wir uns gar nicht vorstellen könnten. Roman kam zurück und es war klar, dass er am nächsten Tag nach L. A. fliegen muss, um im Generalkonsulat einen neuen Pass für Barbara machen zu lassen, da sie ja nun gar nichts mehr hatte.

Redaktionelle Bearbeitung:
Martina Handler

BESTELLSCHEIN



für ein AUGUSTIN-Abo (25 Ausgaben)

um 70 Euro Geschenkabo ab 70 Euro

Förderabo ab 90 Euro

Name: _____

Adresse: _____

PLZ: _____ Ort: _____ Tel.: _____

Die Rechnung geht an:

Name & Adresse: _____

(Nur bei Geschenkabos ausfüllen)

Siebenundzwanzigster Neunter Nullfünf Im verrückten Ameisenhaufen



LOSTAGE

Höimals intime
Tagebuchnotizen,
chronologisch
«geordnet» nach
dem Zufallsprinzip – durch Losentscheid

Nieda mit dera bäratn Sau, de wos mi ollawäu mit Pannen und Missgeschicken zuadeckt, sodass ich permanent von den wichtigen Dingen des Lebens abgelenkt werde, wie ungestörtes Schlafen und passives Fernschauen! Wie aus heiterem Himmel beschädige ich dann Haushaltsgeräte und Gebrauchsgegenstände, manche gehen auch für immer kaputt. Ich bin davon überzeugt, dass mir da der Teufel ein Haxl stellt und ich ungeschickter Pot-schochta fliege ungeschaut darüber.

Dass löst dann einen solchen Wutanfall bei mir aus, dass ich am liebsten explodieren möchte, wenn es schon technisch unmöglich ist, dass ich mich in den Hintern beiße. Sind echt zum Aus-der-Haut-Fahren, so alltägliche Unglücksfälle, wenn ich auch zugeben muss, dass ich als hektisches Nervenbündel sie auch mal selbst verursache. Immerhin habe ich mir schon so viel Hartnäckigkeit antrainiert, dass ich ehebdigst den Schaden zu reparieren versuche und dabei auch eine respektable Erfindungsgabe entwickle. Die Methode der Wohlhabenden, Kaputttes wegzuschmeißen und Neues zu kaufen, lässt mein karges Etat nicht zu, womit ich ungeplant zur Reduktion von Müllbergen beitrage.

Heute Mittag war's wieder mal so weit, ich freute mich schon aufs Selbstgekochte, bei mir der Normalfall, zog die Bestecklade heraus und hielt plötzlich den Griff in der Hand, der

Rest lag weit auf dem Boden verstreut! Himmel, Arsch und Wolkenbruch, ich jaulte auf wie ein verletzter Wolf und biss wütend in die Tagesspeise.

Gleich nachher spuckte ich in die Hände und versuchte, den Griff wieder ranzumontieren. Schnecken – das Gewinde war hin, das Loch im Holz völlig ausgemergelt, da muss ich mir was einfallen lassen, wenn ich heute von der Generalprobe unseres Sandlerchors heimkehre. Ich wollte eine Stunde lang Richtung Probenlokal marschieren, aber einsetzender Regen hat mir auch diese beruhigende Freude verschissen. Aber ich will nicht ungerecht sein, wir hatten bisher eine Reihe von schönen Tagen, die Natur braucht auch Wasser.

Also rechtzeitig zu den Öffis gegangen, auf dem Hinweg wurmte mich weiterhin diese unerwartete Panne, eine empörend höllische Frechheit! Klage ich FreundInnen solcherlei Leid, versuchen die mich stets mit vernünftigen Argumenten zu beruhigen, hilft mir nur bedingt, wo ich mich doch umgeben und beeinflusst von den oberen und unteren Mächten sehe, die mich sozusagen dauernd auf ihre Seite ziehen wollen. Darüber lachen die Diesseitigen gerne mit verächtlicher Überlegenheit, aber ich bin, verdammt noch mal, so gestrickt und wer weiß, ob ich nicht am Ende Recht behalte?

Aber weiter mit der Banalität dieses Tages, der mir wie alle anderen auch fordernd entgegentritt, wo ich mich behaupten muss und mich teilweise solidarischer Hilfe erfreuen darf. Wie eben, wenn es um kreative Angelegenheiten beim Augustin geht, für mich Schreiben und Singen. Vormittags böselte ich an meinem Beitrag für den so genannten Poetryslam herum, brachte noch keine Endfassung zusammen, weiß aber aus Erfahrung, dass mir die rechtzeitig gelingt. Geht ja renommierten Schriftstellern keineswegs besser und wenn sie dann ihr Werk vollendet haben, hätten sie noch immer was auszubessern, wäre da nicht eine befreiende Zeitgrenze. Überhaupt bin ich davon überzeugt, dass man einen echten Künstler daran erkennt, dass er selbst sein Meisterwerk nie als perfekt ansehen wird!

Von so einem Anspruch bin ich mit unserem zehnköpfigen, blutigen Amateurchor mindestens noch Lichtjahre entfernt, wenn überhaupt. Wir hatten nachmittags die letzte Probe für das Zehnjahresjubiläum des Gesamtkunstwerkes Augustin – und das ist bald! Einer war krankheitshalber ausgefallen, der

große Rest neigte sicherlich wegen des Wettersturzes zu Müdigkeit und Gereiztheit, wo sich die gemischt-doppelte Chorleitung zusätzlich den schlechten Scherz einfallen ließ, dass wir einstudierte Lieder in einem chaotischen Durcheinander vortragen sollten. Und das im letzten Moment mit einigen Änderungsvorschlägen, eine furchtbar stressige Angelegenheit!

Ist ja schon gut, wenn unsere zwifache Obrikeit aus unserem disziplinlosen und unkonzentrierten Haufen gestörter Persönlichkeiten einen annehmbaren Gesangskörper bilden möchte, der nicht als Saufuntermalung beim Heurigen, nur wegen des schnöden Mammons, jämmerliche Lieder daherjault. Aber dieses pausenlos tantenhafte Korrigieren und Belehren nervte mich heute übermäßig. Die zwei Hübschen scheinen mir doch überambitioniert zu agieren, anstatt mit uns daran zu arbeiten, dass wir endgültig beschämende Patzer bei Liedern ausmerzen, die uns doch schon in Fleisch und Blut übergegangen sein sollten! Jetzt am Abend, wo aller Ärger und Stress dieses Tages vorbei ist, will ich ihnen in einem Anfall von Großzügigkeit die Zeit zum Lernen zugestehen, was uns Chaoten zugemutet werden kann, wo unsere absolute, unüberschreitbare Grenze liegt. Auch ist mir schon eine Ersatzlösung für diesen irreparablen Ladengriff eingefallen, mindestens am Ende des Tages wird doch wieder alles gut, Halleluja! Im Fernsehprogramm sind zwei interessante Sendungen angekündigt, die werde ich mir beide geben, und dafür kann es ruhig spät werden. Die Welt mit all ihren Frustrationen und Zwängen kann mir bis morgen den Buckel runterrutschen, um ein ordinäres Wort zu vermeiden, wofür ich momentan zu fein bin.

Einspruch, die Welt an sich und besonders die Natur ist eh wunderbar, aber dieser verrückte Ameisenhaufen namens Menschheit ist oft schwer zu ertragen.

Höimal

Der spinnt, meinten die Ortsanständigen

Der «Popo Dopo de Cappella», einer der Wiener Hausberge, zeigt sich für jeden, der sich für Bergtouren interessiert, von allen nur möglichen Seiten. Es sollte nicht der Fehler begangen werden, sich vom Westbahnhof aus auf die Tour zu begeben. Der Südbahnhof ist die Anlaufstelle. Auch hier gleich vorweg ein guter Tipp, nehmen Sie nicht einen der Züge, die an allen Hundehütten halten, der Balkanexpress bringt sie in null komma nichts nach Wiener Neustadt. Das ist die eigentliche Drehscheibe für die Tour. Sicher, Bergtouren sollten begangen werden, aber auf ein wenig Bequemlichkeit sollte man nicht verzichten. Die Zahnradbahn führt uns ja gerne auf den Wiener Hausberg hinauf, fast ganz hinauf. Aber nicht mit mir.

Ein herrlicher Tag. Eltern mit ihren Kindern, Pärchen, einfache Leute nur so, sogar Rentner wimmelten vor der Zahnradbahn. Ich setze mich an einen der noch freien Tische. Kellner in dem Sinn war keiner da, aber Selbstbedienung war möglich. Da ein wunderschöner Tag vorherrschte, waren auch Leute vom Ort unter den Besuchern. Was haben sie denn vor, fragte mich einer vom Ort. Ich hatte einen großen Rucksack, einen kleinen und eine Tasche bei mir. Eine Bergtour, wie sie sehen, lautete meine Antwort. Na prost Mahlzeit, wo ist denn der Esel, der das alles schleppen soll, strapazierte mich mein Gesprächspartner. Der kommt mit der nächsten Bahn, konterte ich.

Was hätte ich denn machen sollen. Ein wenig Spaß sollte der Mensch schon verstehen. Tatsache war, dass ich meinen Fotoapparat, den ich aus zweiter Hand erstanden hatte, ausprobieren wollte. Dazu wäre es schon nötig gewesen, sich zwei oder drei Tage in den Bergen herumzutreiben. Das wäre auch eine Alternative zum städtischen Alltag und vielleicht eine Möglichkeit, Kraft für das Geschäft nach den Ferien zu schöpfen. Liebe Leute, ein Bild für Götter – und das hundertfünfzig Kilometer vor Wien. Seit fünf Jahren träume ich schon davon, hierher zu kommen.

Zitat. Groß und Mächtig, Schicksalsträchtigt. Zitat Ende. So stand er vor mir.

Sicher, Himalaja, Venezuela, die Anden ... es mag einiges auf dieser Welt an Gebirgszügen geben, aber sie kosten Geld, Zeit und einiges an Erfahrung, und das alles besitze ich nicht. Wenn ich schon ein Träumer bin, dann mache ich mir wenigstens solche, die ich auch realisieren kann. Wie gesagt, fünf Jahre habe ich auf diesen Augenblick gewartet, und ich sollte nicht enttäuscht werden. Zum Greifen nahe, rundherum Alpen, gut könnte man sich im Winter einen Gletscher vorstellen. Der Gipfel

ragte hoch hinaus, in Zinnen unterteilt, wie schön würde es sein, wenn ich am Gipfel biwakiere und mir der Wind um die Ohren saust. Direkt in die Wand, den Berg hoch und dann so zwei Tage am Gipfel. So hatte ich es mir vorgestellt, und so wollte ich es auch beenden. Die Ausrüstung dafür hatte ich mit. Im großen Rucksack das Zelt, ein leichtes Biwakzelt für zwei Mann, schnell aufgestellt und irrsinnig leicht im Gewicht, einen Schlafsack, Wasserflaschen, denn ihr wisst ja – trinken nicht vergessen. Einen Jogger und eine komplette Wind-ausrüstung mit Hose und Jacke. Im zweiten Rucksack einen Gaskocher, Campinggeschirr, Kaffee, Milchweiser, Zucker, Brot und ein paar Konservendosen. In der Tasche hatte ich die Fotoausrüstung.

Die Menschenmenge verschwand. Der spinnt, meinte einer von den Ortsanständigen. Es mag ja auch wirklich lächerlich ausgesehen haben, ich hatte auch kein weißes Gott gutes Gefühl, aber wie sollst du es anstellen, wenn du alleine in den Bergen ein Wochenende Fotostudien betreiben willst. Schlag eine Stunde dauerte es, da zogen hinter den Gipfeln Wolken auf. Schwere Wolken, tief hängend und nichts Gutes versprechend. Ein Gewitter, dachte ich. Ich muss los, das will ich erleben.

Ich muss euch einen Moment lang ein wenig mit meiner Lebensgeschichte quälen. Ich bin in den Bergen aufgewachsen, und wenn man sich richtig verhält, kann überhaupt nichts passieren.

Wozu sich und jemand anderen etwas beweisen?

Und es gibt tolle Lichterscheinungen, und ich war ja aufs Fotografieren aus. Ich marschiere also los, denn noch lächerlicher, als es aussah, wollte ich es nicht machen. Ich meine, ich fahre da von Wien mit Sack und Pack etwa hundertfünfzig Kilometer, setze mich in eine Taverne, schau, wie die Touristen sich ans ersehnte Ziel begeben und fahre dann unverrichteter Dinge wieder nach Hause. Also so nicht. Der Spinner geht echt los, hörte ich es noch hinter mir murmeln. Der Wind fing an zu pfeifen, erste Regentropfen mischen sich dazu. Es dauert nicht lange und Wind und Regen erfassen mich und drohen mich davonzutragen. Es hilft nichts, ich muss hier Stopp machen. Dabei war ich noch nicht einmal fünf Kilometer vom Ort herausgekommen. Zitat. Da steht er triefend nass. Ei, das war ein schlechter Spaß! Zitat Ende.

Zum Zeltaufstellen war es zu spät. Ich holte es aus dem Rucksack, schlüpfte aus meiner wasserschnellen Kleidung und kroch einfach so in

das Zelt und in den Schlafsack. Gerettet! Der Wind peitschte, es goss wie aus Schaffeln aufs Zelt. Puh, wie gut, dass ich das alles mit hatte. Die anderen Dinge zog ich ebenfalls ins Innere, allen voran die Fotoausrüstung. Ich dachte an Reinhold Messner, und das auf schätzungsweise zweihundert Meter Seehöhe. Am nächsten Morgen hingen die Nebel tief. Vom Berg war nichts zu sehen, aber es hatte zu regnen aufgehört. Kaffee kochen, einpacken und weiter geht es.

Meinem «Popo Dopo di Cappella» sind Alpen vorgelagert. Direkt in die Wand kann ich nicht, also trecke ich Richtung Alpen. Zuerst die große Lippe und dann jammern, denke ich mir. Ich fragte, wie weit es noch bis zum Gipfel sei. Sechstausend Meter oder sollen wir ihn etwas näher heranziehen, lautete etwas höhnisch die Antwort. Es waren halt erfahrene Berggeher, nicht so ein inzwischen zum Stadtrack Gewordener wie ich. Sechstausend Meter hin und zurück wären zwölf Kilometer. Das ist zu bewältigen, aber du brauchst du halt Willenskraft. Ich mache Rast.

Mein Gaskocher ist ein Wunderding. Ohne Mühe mache ich mir eine Konservendose warm, esse Brot, trinke Tee. Wenigstens bin ich Gewicht losgeworden, was allerdings nicht sehr zu spüren war. Leider fängt sich nun aber der Nebel zu verdichten an. Ich sehe kaum noch die Markierung, habe ich im Wienerwald lesen gelernt, zu Markierung.

Was nun? Umkehren! Ich bin in etwa fünf Kilometer gelaufen. Zurück wären das dann zehn Kilometer. Lächerlich für erfahrene Bergcracks – aber der bin ich nicht; außerdem habe ich zwei Rucksäcke und eine Tasche dabei – und wozu sich oder jemanden anderen etwas beweisen! Auf dem Rückweg stoße ich noch auf Wasserfälle. Ein paar Dias habe ich geschossen. Vielleicht gibt es ja die Möglichkeit, sie bei einer Veranstaltung des Augustin zu zeigen. Die Tour kann ich ja noch immer zur Vollendung bringen. Übrigens mein sehnlichster Wunsch.

Viele werden schon wissen, von welchem Berg ich da schreibe. Es ist euer Hausberg, der Schneeberg, und ich liebe ihn, und ihr werdet mir verzeihen, wenn ich ihn Popo Dopo di Cappella nenne. Nun, wenn man bei klarer Sicht an der Donauinsel joggt, kann man den Schneeberg herausragen sehen. Er sieht aus wie ein Popo. Die Cappella ist die Kapelle am Berg; und warum nicht Dopo. Übersetzen könnte man das so: der Berg, der südwestlich von Wien schützend gegen Stürme zweitausend Meter aus dem Erdboden (minus die Seehöhe von Puchberg am Schneeberg) ragt.

Johann Murg

AUGUSTIN Schreibwerkstatt



Jeden
ersten
Mittwoch
des Monats,
18–20 Uhr

1050 Wien,
Reinprechtsdorfer
Straße 31 im Hof

Gäste willkommen

Beim Schleusenwirt, Berlin

N° 109


**WIENER
AUSFAHRTEN**

Der Dozent und Groll saßen im Berliner Tiergarten in der Herbstsonne und labten sich an Bratwurst und frisch gezapftem Bier. Das Gasthaus zum Schleusenwirt lag zwischen den Zooanlagen und dem Landwehrkanal. Groll und der Dozent waren den weiten Weg vom Kurfürstendamm gekommen, wo der Dozent, der ein Symposium über die psychosozialen Folgen der Deutschen Einheit für die Bewohner des Ostens besuchte, in einem Nobelhotel logierte. Groll wohnte bei einem Freund, den er seit Jugendtagen kannte, im Osten der Stadt, in Karlshorst. Er hatte den Dozent zu einem Spaziergang abgeholt, der die beiden an jene Stelle am Landwehrkanal führen sollte, an der Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht am 15. Januar 1919 von rechtsextremen Offizieren erschossen und in den Kanal geworfen wurden. Sie hatten die Stelle unter einer Brücke auch gefunden, eine Inschrift erinnerte an das Verbrechen. Sie waren dann einige Zeit schweigend nebeneinander hergegangen.

Groll war schon einmal, vor mehr als dreißig Jahren, an diesem Ort gewesen. Damals war die DDR noch kräftig und zukunftsfröhlich; sowohl in ihren positiven als auch in ihren negativen Seiten war sie für einen jungen Mann aus dem Westen, der mit offenen Augen durchs Land fuhr, beeindruckend. Kreiskys Österreich war das erste westliche Land gewesen, das die DDR anerkannt hatte. Die Wirtschaftsbeziehungen entwickelten sich in den siebziger Jahren sprunghaft, die Voest errichtete ein riesiges Stahlwerk an der Oder, Regisseure aus der DDR inszenierten am Wiener Burgtheater.

Der Vater von Grolls Freund hatte als Werksschutzbeauftragter der Arbeiterkampftruppen des VEB Reichsbahnausbesserungswerks gearbeitet. In der Pension war er seiner großen Leidenschaft nachgegangen, er restaurierte Autos aus der Frühzeit der DDR. Sein ganzer Stolz war ein P 70, ein Zweitakt-PKW mit Holzrahmen. Jede freie Minute verbrachte der alte Herr in der Garage, hobelte und fräste, lackierte und spachtelte. Er sprach von Betriebsstoff anstatt von Zweitaktgemisch, und anstatt von beeindruckenden einundzwanzig Pferdestärken, die der P 70 mobilisierte, sprach er vom grandiosen Leistungsfaktor. Seine Frau, eine streng blickende, aber im Gespräch witzige und kluge Person, hatte als zweite Chefbuchhalterin in der DDR-Nationalbank gearbeitet. Ebenso wie ihrem Mann war ihr in DDR-Tagen der Kontakt zu Personen aus dem Westen verboten gewesen. Wann immer Groll seinen Freund, der als Ingenieur in einem Maschinenbaukombinat beschäftigt war, in «Berlin, Hauptstadt» besuchte, durfte er nicht in kleinen Reihenhäuschen der beiden DDR-Funktionäre übernachten, sondern musste bei Bekannten, die um die Ecke, schlafen. Diese Leute übten weniger sicherheitsrelevante Berufe aus; der Kontakt zu Westpersonen war ihnen erlaubt, obschon es den einen oder anderen scheelen Blick von Passanten gab, wenn Groll bei seinem 2 CV im Garten stand und Karosseriebeulen ausklopfte. Natürlich traf man sich abends doch beim Nachbarn, die Chefbuchhalterin und der Werksschutzbeauftragte kamen nach Einbruch der Dunkelheit. Man trank Tee, aß Wurst- und Käsebröte, gefolgt von Spekulatius-Keksen und

Nordhäuser Doppelkorn. Einige Male schaute auch eine betagte, weißhaarige Dame vorbei, die ebenfalls in einem bescheidenen Reihenhäuschen in der Siedlung wohnte, und nahm lebhaften Anteil an den Gesprächen mit dem jungen Mann aus Österreich. Und jung war Groll damals gewesen, sehr jung. Immerhin hatte er aber schon zwei Bücher, die die alte Dame geschrieben hatte, mit großer Bewunderung gelesen, eines hieß «Transit», das andere «Das siebte Kreuz.» Er hatte auch die Verfilmung des zweiten Buches von Fred Zinnemann gesehen, mit Spencer Tracy in der Hauptrolle. Der Film war im Audi Max der Wiener Universität vorgeführt worden, und Anna Seghers, so hieß die betagte, weißhaarige Dame, die beim Nordhäuser wacker mithielt, hatte sich gefreut, dass «ihr» Film auch in Österreich gezeigt wurde. Über Spencer Tracy sprach sie mit Hochachtung, an der Regie hatte sie aber doch das eine oder andere auszusetzen gehabt.

An diese Erlebnisse Mitte der siebziger Jahre dachte Groll, als er mit dem Dozenten den Landwehrkanal entlangfuhr. Auch der Dozent war in Gedanken versunken. Später sollte er Groll erzählen, dass er sich große Sorgen um das Vermögen seiner Mutter machte, die viel Geld in Aktienfonds angelegt hatte und nun zusehen musste, wie sich der Wert ihres Vermögens binnen Wochenfrist auf ein Drittel reduziert hatte. Groll hatte den Dozenten mit dem Hinweis getröstet, dass die Suppenküche der Caritas durchaus schmackhafte Speisen kredenzt. Der Dozent fand diesen Witz pietätlos. Das sei unmöglich, hatte Groll erwidert. Pietät könne man nur menschlichen Regungen gegenüber aufbringen, angesichts des entfremdeten gesellschaftlichen Wesens, wie es das Geld nun einmal sei, wäre Pietät aber falsch am Platz. Darüber waren die beiden in einen lebhaften Streit geraten, der auch spätabends, in einer spanischen Bodega in der Bleibtreu-Straße nicht enden wollte. Eine allgemeine Erschöpfung nach der zweiten Flasche Rioja und einige Brandys führte aber dann doch zu einem Waffenstillstand. Auf dem Weg ins Hotel sah der Dozent sich genötigt, den vorläufigen Charakter desselben zu betonen. Er freut stimmte Groll zu.

Erwin Riess



Auch in Berlin lastet die Geschichte schwer auf den Menschen

Die Baumschläferin

1. 11.

Allerheiligen. Ganz Wien stürmt die Friedhöfe. Ganz Wien? Nein! Ein kleiner, in Wien wohnender oberösterreichischer Mann namens Gottfried macht bei dem ganzen Trauerwahnsinn nicht mit. Ich gehe Richtung Gottesacker, wann immer ich will, und nicht, wenn es laut Kalender vorgeschrieben ist. Da erspare ich mir nebenbei auch das Gejammer der Gärtner und Floristen, die, wie man hört, lautstark ein Minuswachstum beim Umsatz zu verzeichnen haben.

2. 11.

Es wurde in Radio und TV auf die Wiener eingeredet, dass man unbedingt mit den Öfis zum Zentralfriedhof fahren solle, um Staus zu vermeiden und weil die Wiener Linien angeblich in stärkeren Intervallen verkehren, und es war natürlich wie immer leicht geschummelt. Es kam zu Wartezeiten von bis zu 12 Minuten (!). Und als völlig ungeklärt gilt die Tatsache, dass in den verschiedenen Fahrtrichtungen auch verschiedene Intervalle vorherrschten. Was zwangsläufig zu keinem regelmäßigen Intervall führen kann. Und die gelernten Wiener hatten wieder einmal einen Grund, sich trefflich zu echauffieren.

4. 11.–5. 11.

Vom späten Abend bis zum frühen Morgen versuche ich intensiv möglichst nichts von den Wahlen in den USA mitzubekommen. Was natürlich gelogen ist. Warum auch immer ich so gebannt auf den Schirm starre, kann ich nicht wirklich erklären. Aber vielleicht besteht doch noch Hoffnung für die Welt, wenn der texanische Cowboy endlich selbst in die Wüste geschickt wird. Und bitte hoffentlich gewinnt Barack Obama. Um 5.02 Uhr ist das Rennen gelaufen. Obama hat gewonnen. Ein ehemaliger USA-Korrespondent des ORF meint, dass es in den USA nach wie vor sehr viele Rassisten gäbe. Und diese Wahl daher für viele Amerikaner ähnlich schlimm sei, wie für H.-C. Strache ein türkisch-stämmiger, kurdischer österreichischer Bundeskanzler. Mal sehen, wie lange das in Österreich wirklich noch dauert. Vranitzky, Zilk und Klima zum Beispiel haben ihre Ahnen ja auch nicht in Österreich gehabt.

6. 11.

Es ist schon interessant, wie intensiv sich selbst die preisgekrönten Kampfrinker im 10. Bezirk mit dem Ergebnis der US-Wahl befassen. Man hat mittlerweile nämlich auch im hintersten Winkel unseres Landes erkannt, dass so ein seltsames Sozialsystem wie in den USA absolut nicht erstrebenswert ist. Darum

wäre es gerade jetzt wichtig, wirkliche Experten in der hohen Politik zu haben und eben nicht diese Parteigünstlinge, die, außer dass sie nicht wirklich etwas arbeiten, sich auch noch intensiv um einen Versorgerposten raufen. Früher war das einfach. Da wurden die unfähigen SPÖler einfach in Richtung «Konsum» abgeschoben. Jetzt ist es fallweise die EU. Für alle Parteien. Und selbst dort können sie nicht den ganzen österreichischen Politikermüll gebrauchen. Siehe Dr. Schüssel. Laut Caritaspräsident Küberl würde 1 Milliarde Euro die immer heftiger grassierende Armut in Österreich intensiv bekämpfen können. Aber leider brauchen wir ja 100 Milliarden für die Banken, 500 Millionen für die AUA, und was sonst noch auf uns zukommt, ist nicht genau bekannt.

8. 11.

Ich beschließe, unvorsichtig, wie ich bin, mir ein Bier in einem Lokal zu kaufen, in dem ich vorher noch nie war. Ein Seitenblick in die Speisekarte lässt mich erblassen. 3,50 Euro für einen halben Liter Bier. Dabei wollte ich ja gar nicht das ganze Gasthaus erwerben. Ein mir bekannter Mechatroniker (so heißen jetzt die Mechaniker) hat mit zwei Freunden einen kleinen Umtrunk veranstaltet und musste dafür 72 Euro bezahlen. Ohne eine ernsthafte Bewusstseinsstrübung erlitten zu haben. Vor gar nicht allzu langer Zeit wäre man um tausend Schilling zu dritt am Rande einer Alkoholvergiftung gewandelt.

9. 11.

Im Stadtpark gibt es da so ein Nobellokal namens «Steirereck». Es hat sogar eine eigene Zufahrt und Ampel. Aber in letzter Zeit kumpiert in unmittelbarer Nähe eine obdachlose Frau. Sie versteckt sich nicht im Gebüsch, sondern schläft an einen Baum gelehnt und in einen dicken Mantel gehüllt, im Gras sitzend. Leute gehen vorbei und sind scheinbar schon so abgestumpft, dass sie die Frau nicht einmal mehr wahrnehmen. Was vielleicht gar nicht so schlecht ist, denn dann hat sie wenigstens ihre Ruhe.

10. 11.

Mit dem TV-Programm ist es so eine Sache. Aber meine gute

Freundin Waltraud hat eine spezielle TV-Kritikerin daheim. Und zwar in Gestalt ihrer Katze «Kitty». Aus heiterem Himmel begann besagte Stubentigerin sukzessive das auf dem Tisch liegende Programm zu zerfetzen. Sucht vielleicht noch irgendeine Zeitung eine versierte TV-Kritikerin? Kitty ist jedenfalls zu weiteren Schandtaten bereit.

11. 11.

Faschingsbeginn. Martiniganslessen. Und wer war eigentlich dieser St. Martin? Er hat seinen Mantel mit einem Armen geteilt! Und fast niemand denkt mehr daran. Einen leichten Schock erleide ich beim Blick in die Auslage einer Fleischhauerei. Eine Portion Martinigansl mit Kartoffelknödel und Rotkraut um nur 11,90 Euro. Meinetwegen soll die Gans hundert Jahre alt werden.

gottfried01@gmx.at


**TAGEBUCH
EINES
AUGUSTIN-
VERKÄUFERS**

DAS NACKTE LEBEN



Aus Mehmet Emirs Fotoserie für eine Boulevardzeitung der anderen Art

Das Leben ist wie ein Puzzle,

*nur die Teilchen
sind nicht komplett*

*in der Schachtel.**

*Quelle: Augustin Nr. 216/S. 36

Nachrichten aus der Tiefe der Stadt:
alle 14 Tage im Augustin.

Nicht die meistgelesene Zeitung, aber die meistgebrauchte.

